DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 17
DM 1.20

Österr. S 8,– Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.30 inkl. oms
Italien L 350 Spanien Pts 38
Printed in Germany

Dwylup
Stadt der Monster



Nr. 17

Dwylup, Stadt der Monster

»Komm' mit nach Dwylup!« sagte die eisige Stimme, und er erschauerte.

»Was soll ich in Dwylup?«

»Du wirst sehen…«

Es drängte ihn, das Bett zu verlassen. Er ging durch das kühle Zimmer, das in einen seltsam bleichen Lichtschein getaucht war. Der kam von draußen durch die Ritzen und Spalten des alten Ladens. Vollmond… Der geisterhafte Schein lag auf dem spärlichen Mobiliar, den nackten Deckenbalken und spielte auf dem alten, rostigen Ofen in der Ecke.

Der Mann stierte mit gläsernem Blick in die Dämmerung.

»Komm, komm«, wisperte es. Die Stimme kam aus dem dunklen Raum, wo der geheimnisvolle Gegenstand an der Wand lehnte. Er war mit einem alten Tuch zugehängt.

›Es ist ein Traum‹, sagte er sich. ›Ich muß aufpassen. Mondsucht! Ich darf nicht fallen und mir weh tun. Meine Krampfadern. Wenn ich mich verletze… ich könnte verbluten, und niemand würde etwas von meinem Schicksal wissen, bis man mich eines Tages findet…‹

Profane, alltägliche Gedanken, die den geheimnisvollen Bann untergruben.

»Komm. Dwylup ist eine schöne Stadt!«

Hörte er die Stimme wirklich – oder bildete er sie sich nur ein?

Noch ein Schritt. Seine runzlige Hand griff zum Vorhang und zog ihn ganz langsam zur Seite.

Die matte Oberfläche eines alten Spiegels kam zum Vorschein.

Im gleichen Augenblick sah er, daß sich jemand im Spiegel näherte.

Er war nicht mehr allem in seinem Zimmer…

*

Seine Nackenhaare sträubten sich, er ließ mit einem schrillen Aufschrei los, und der Vorhang legte sich schwer über das schreckliche Spiegelbild, das er wahrgenommen hatte.

Der Mann prallte zurück und merkte, wie sein Herz rasend zu schlagen anfing.

Das Bild, das er gesehen hatte, war so schrecklich, daß Angst und Furcht ihn erfüllten, wenn er nur daran dachte. Und er brauchte nicht mal daran zu denken. Das Bild war vorhanden, er könnt es nicht mehr aus seinem Bewußtsein verdrängen.

Stöhnend wich er zurück, stieß mit dem Fuß gegen einen lederbezogenen Schemel und fiel beinahe. Sich am Tisch abstützend, konnte er den Sturz verhindern.

Der Griff zum Lichtschalter folgte, und Helligkeit, die den bleichen

Schein von draußen vertrieb, gab sofort eine andere Atmosphäre.

Er atmete tief durch.

Mehrmals preßte er fest die Augen zusammen und öffnete sie wieder.

Der Spuk war verflogen…

Tief atmete der alte Mann durch, fuhr sich in die schütteren Haare und bewegte murmelnd im Selbstgespräch die Lippen.

»Es war kein Traum… ich weiß es genau… jede Nacht wird es schlimmer… ich habe Angst und bin doch gleichzeitig neugierig… und diese Neugierde ist stärker als die Angst…« Er wischte sich über die Stirn, und kalte Schweißtropfen hafteten an seiner Hand.

»Ich darf nicht mehr allein sein… der Ruf wird stärker… ich möchte Dwylup kennenlernen… und ich weiß doch, daß es das Ende bedeutet… es wird mir so ergehen wie Peter… ich brauche jemand… der muß beobachten, was hier geschieht… ich bin stundenweise nicht mehr im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte…«

Eine Viertelstunde saß er auf dem Schemel und rührte sich nicht.

Dann schien sich sein Körper plötzlich mit neuem Leben zu füllen.

Er entwickelte eine Initiative, die ein Außenstehender diesem alten, zerknittert aussehenden Mann nicht zugetraut hätte.

Enio Merkel, in dessen Adern das Blut seiner rassigen, aus Rom stammenden Mutter floß, stolperte zum Schreibsekretär, nahm Füllfederhalter und Papier und schrieb in der Nacht vom 15. zum 16. Mai einen Brief, den er an seinen in St. Gallen lebenden Freund Andreas Hoffner richtete.

»*Lieber Andreas,*

du wirst dich wundern, von mir heute diesen Brief zu erhalten.

Komm her, ich brauche dich! Erinnerst du dich an unsere Abmachung? Wir hatten uns gegenseitig versprochen, einander zu unterrichten, wenn der eine eine Entdeckung machen sollte, die eindeutig beweist, daß es übersinnliche Phänomene gibt. Ich glaube, ich habe das Tor in eine jenseitige Welt gefunden. Beobachte mich! Mehr hier! Alles Gute und herzliche Grüße. Dein Enio.«

Der Briefschreiber war nicht ganz zufrieden mit diesem holprigen Text, doch er faltete das Blatt zusammen und steckte es in einen Umschlag.

Er frankierte ihn, kleidete sich an und verließ das einsame kleine Haus in den Bergen.

Die Nacht war kühl. Enio Merkel zog fröstelnd die Schultern hoch.

Er lief schnell, war zäh und ausdauernd. Trotz seines Alters war er beweglich geblieben.

Enio Merkel lief insgesamt drei Kilometer. Dann kam er nach Oberhofen. Die riesige Fläche des Thuner Sees spiegelte das bleiche Mondlicht wider.

Enio Merkel steckte den Brief in den ersten Briefkasten am Ortsausgang und kehrte dann in seine Berghütte zurück.

Es war ein Uhr nachts, als er wieder die Decke über die Ohren zog, um seinen Schlaf fortzusetzen, der durch die seltsame Stimme und den beinahe hypnotischen Zwang aufzustehen und in den Spiegel zu sehen, unterbrochen worden war.

Der 16. Mai, der anbrach, sollte ein denkwürdiges Datum werden.

Später erinnerte man sich daran, daß dies der Tag gewesen war, an dem man Enio Merkel zum letztenmal sah. Ein Schafhirte konnte sich genau daran erinnern.

*

Am 17. frühmorgens erhielt Andreas Hoffner in St. Gallen den Brief seines alten Freundes.

Die Zeilen waren mit zittriger Hand geschrieben. Das fiel ihm sofort auf. Auch der holprige Stil paßte nicht so recht zu Enio. Als er diesen Text abfaßte, mußte er sich in einer äußerst erregten Stimmung befunden haben. Hoffner kam der Brief so vor, als wäre er ein Fragment. Ursprünglich schien Merkel vorgehabt zu haben, mehr zu schreiben. Er hatte sich aber dann mit diesen abgehackten Sätzen begnügt.

Andreas Hoffner lebte vom Kunst- und Antiquitätenhandel nicht schlecht. Durch das Geschäft hatte er Merkel vor fast einem viertel Jahrhundert kennengelernt.

Enio Merkel war in den Laden gekommen, um das Alter einer Vase bestimmen zu lassen, die er auf einem verlassenen Hof gefunden hatte. Dieser Fund, in der Nähe von Basel, hatte zur Folge, daß man auf weitere Überreste einer ehemaligen römischen Siedlung stieß.

Enio Merkel liebte Altertümer und kannte sich selbst aus wie kein zweiter, wenn es darum ging. Zeitbestimmungen durchzuführen.

Die gemeinsamen Interessen hatten sie näher zusammengeführt. Für Hoffner war das Sammeln alter Dinge nicht nur Hobby, sondern auch Geschäft. Er verkaufte vieles wieder, und so kamen sie überein, daß Merkel zu einer Art Zulieferer für Hoffner werden sollte. Im Lauf der folgenden Jahre schleppte Merkel manches seltene Stück an. Hoffner zahlte gut, und Merkel war zufrieden.

Doch schon bald wurde Merkel älter und kam seltener. Die Reise war beschwerlich. Hoffner bedauerte das, hatte aber Verständnis dafür. Er vermißte die Stunden, in denen er sich mit Merkel über gemeinsam interessierende Probleme unterhalten hatte. Der Zufall wollte es, daß sie ein weiteres gemeinsames Hobby hatten: Die Welt der geheimen Mächte zog sie an. Sie glaubten beide an das Übersinnliche und an eine Welt jenseits der sichtbaren.

Merkel war auf der Suche nach etwas Bestimmtem. Diesen Eindruck hatte Hoffner immer gehabt. Aber der alte Mann aus der Nähe von Oberhofen konnte nicht nur gut und lebhaft erzählen, er konnte auch schweigen.

Er war hinter einem Geheimnis her, aber er wollte erst darüber sprechen, wenn er sicher war, es auch entdeckt zu haben.

Jahre vergingen. Nun schien der Zeitpunkt gekommen.

Enio Merkel wollte Andreas Hoffner etwas mitteilen. Er suchte das persönliche Gespräch und wollte offenbar einen Zeugen haben, dem er vertrauen konnte.

Andreas Hoffner, gut zwanzig Jahre jünger als der greise Merkel, entschloß sich noch in der gleichen Stunde, die Reise zu machen. Dazu bedurfte es jedoch einiger Vorbereitungen. Als die abgeschlossen waren, setzte er sich in seinen cremefarbenen Ford und startete.

Mit seinem Entschluß. Enio Merkel zu treffen, schlitterte er in ein tödliches Abenteuer…

*

Unterwegs hatte er eine Panne. Das verzögerte seine Ankunft. Er kam erst am 19. spätnachmittags an.

Bevor er sich auf den Weg zum Haus machte, hielt er sich eine gute halbe Stunde in einem gemütlichen Strandcafé am Thuner See auf.

Hier trank er einen starken Kaffee, blickte über das stille Wasser und genoß die Wärme des Tages.

Es war strahlend blauer Himmel. Durch die klare Luft sah man in der Ferne die schneebedeckten Alpen.

Dieser Frühlingstag versöhnte Hoffner wieder mit dem hinter ihm liegenden Ärger.

Von Oberhofen aus mußte er zu Fuß gehen. Auf dem schmalen, holprigen Pfad, der zu Merkels Hütte führte, war es unmöglich, einen Pkw zu steuern.

Der Weg ging steil aufwärts, nach gut einem Kilometer scharf nach rechts ab. Hier oben war es bedeutend kühler als unten am See.

Zu beiden Seiten war kahler Fels, als wäre der Weg mitten in einen riesigen Klotz hineingeschlagen worden. Weiter abseits, dem Tal zu, standen Tannen und dichtbelaubtes Buschwerk.

Hoffner war diesen Weg erst einmal in seinem Leben gegangen. Das lag zehn Jahre zurück. Seit dieser Zeit war er nicht mehr hier gewesen.

Er lächelte und freute sich auf das Wiedersehen.

Da sah er die Hütte vor sich. Ein Mast stand nicht weit davon entfernt, von dort aus zweigten dicke Kabel ab. In seiner

Abgeschiedenheit verfügte er wenigstens über elektrischen Strom. Fließendes Wasser gab es allerdings nicht im Haus. Dafür existierte eine Pumpe, die kristallklares Bergwasser förderte.

Alle Fenster waren geschlossen, auch die Tür.

Vor der Tür standen drei Milchflaschen.

Im ersten Moment achtete Hoffner nicht darauf.

Dann – nach mehrmaligem vergeblichem Klingeln und Klopfen – wurde er stutzig und stellte fest, daß es sich bei den Flaschen um volle handelte!

Seit drei Tagen ließ Merkel seine Milch vor der Tür stehen?

Da stimmte doch etwas nicht!

War ihm etwas zugestoßen?

»Enio?« Hoffner rief den Namen dreimal laut und deutlich. Er ging ums Haus herum und rüttelte an den Läden. Der eine war nur angelehnt. Dahinter war das regenverspritzte Fenster. Hoffner drückte seine Nase daran platt, um hineinsehen zu können.

In der Küche war niemand. Hoffner konnte nicht erwarten, daß Merkel den ganzen Tag zu Hause hockte und auf gut Glück auf ihn wartete.

Vielleicht war er ausgegangen und…

Unsinn, sagte er sich. Kein normaler Mensch läßt drei Tage die Milch vor der Tür stehen.

Enio war alt. Über den Gesundheitszustand des Freundes wußte Hoffner kaum etwas, doch wenn man Mitte siebzig ist, muß man jeden Tag damit rechnen, daß etwas passiert.

Warum dann nicht der Milchmann…

Hoffner überlegte nicht mehr länger und war bereit, das Fenster einzuschlagen, um ins Haus zu gelangen.

Aber die Arbeit brauchte er nicht zu machen, denn das Fenster ließ sich mit leichtem Druck nach innen schieben. Es war nicht eingeklinkt.

Schnell stieg Hoffner über die Brüstung.

»Enio?!« rief er in die düstere Wohnung. Doch sein Ruf verhallte.

In keinem Zimmer fand Andreas Hoffner eine Spur seines Freundes.

Unten im Keller raschelte es.

Vielleicht Ratten? – Aber es konnte auch Enio Merkel sein. Vielleicht war er gestürzt und hatte keine Hilfe holen können. Telefon gab es hier nicht.

Hoffner ging die schmalen Stufen hinab.

Alles war dunkel. Er drehte am Lichtschalter. Schwach glühte eine Fünfzehn-Watt-Birne.

Vor Hoffners Füßen huschte eine Ratte davon, weiter zurück in die Dunkelheit.

Ein kleiner Keller stand offen.
Hoffner warf einen Blick um die Ecke und prallte zurück.
»Enio!« entfuhr es ihm.

*

War das wirklich Enio Merkel?
Es konnte nicht sein! Vor drei Tagen hatte er Hoffner noch geschrieben – und nun sollte er hier liegen… nur noch ein bleiches, fast fleischloses Skelett?

*

Hoffner schluckte und wirkte grün im Gesicht.
Was war hier passiert?
Er blickte sich um, in seinem Innersten aufgewühlt.
Sein Blick blieb an dem alten Spiegel haften, vor dem das Skelett lag.
Der Spiegel war mannshoch und von einem schwarzen, modrig riechenden Rahmen umschlossen. Im ganzen Haus war Hoffner dieser Geruch aufgefallen. Er schrieb dies der Tatsache zu, daß die letzten Tage nicht gelüftet worden war. Aber nun erkannte er, daß der Geruch dem Spiegel entströmte.
Er fand es nicht pietätlos, daß er trotz der ihn bedrängenden Frage und der merkwürdigen Situation seine Aufmerksamkeit dem Spiegel zuwandte.
Er hatte nie zuvor ein ähnliches Exemplar gesehen.
Er mußte uralt sein. Ein dunkles, mottenzerfressenes Tuch hing seitlich herab und war wie ein Vorhang am Spiegel befestigt. Der Spiegel selbst war unbrauchbar und völlig zersplittert. Einzelne Scherben hingen noch im Rahmen. Sie fielen klirrend zu Boden zu den anderen Scherben, als Hoffner sie vorsichtige berührte.
War Enio in den Spiegel gefallen?
Der Boden rund um das Skelett herum war mit Glassplittern übersät. Es konnte also möglich sein…
Die Logik allerdings widersprach einem solchen Gedanken. Niemand konnte innerhalb drei Tagen zum Skelett werden. Eine Leiche ging in Verwesung über, mehr jedoch nicht.
Es fror ihn plötzlich. Schaudernd erhob er sich aus der Hocke. Der seltsame Brieftext kam ihm wieder in den Sinn…
›Ich glaube, ich habe das Tor zu einer jenseitigen Welt gefunden. Komm her! Beobachte mich…!‹
Es waren Enios Worte, die plötzlich einen Sinn ergaben. Vorausgesetzt, daß es sich bei dem Skelett um die sterblichen

Überreste seines alten Freundes handelte, mußte hier etwas vorgefallen sein, das die Gesetze der sichtbaren Welt über den Haufen warf.

Hoffners Hemd war völlig durchgeschwitzt.

Mit einer solchen Entdeckung hatte er nicht gerechnet. Er warf einen letzten Blick in die Runde und sah, daß dem Spiegel genau gegenüber ein Matratzenlager aufgeschlagen war.

Enio Merkel, mußte hier in den letzten Tagen übernachtet haben! Im Keller!

Neben der Matratze und der wollenen Decke stand eine angebrochene Flasche Rotwein, ein abgegriffenes Buch und ein Füllfederhalter lagen daneben.

Der Eindringling griff nach dem Buch. Engbeschriebene Zeilen starrten ihn an.

Schon die ersten Worte fesselten ihn.

»Ich kann nicht mehr länger warten«, stand dort mit zittriger Handschrift, aber deutlich zu lesen. »Es zieht mich magisch an. Ich fühle die Gefahr – und ich stürze mich wie eine Motte in das verzehrende Feuer. Peter Fuerli verschwand spurlos aus dieser Welt. Die Leute sagen, es hängt mit dem magischen Spiegel zusammen. Auch ich werde wahrscheinlich spurlos verschwinden, aber ehe das geschieht, will ich der Nachwelt das Dokument meines Experiments hinterlassen. Ich komme mir vor wie ein Selbstmörder, der Gift genommen hat und nun jede einzelne Phase seines Sterbens genau schildert bis zu dem Augenblick, da ihm der Tod die Feder aus der Hand nimmt. Ich will nach Dwylup – aber es wird eine Reise ohne Rückfahrkarte.«

Seltsame, geheimnisvolle Worte… Nur verständlich, wenn man den Hintergrund kannte!

Dieses Buch mußte er lesen! Es war der Schlüssel zu Enios Schicksal.

Die Polizei mußte verständigt werden.

Da fiel Hoffner auf, daß es nicht möglich war.

Man würde seltsame Fragen stellen. Warum er in das Haus eingedrungen sei… weshalb er alle Räume durchsucht habe…

Außerdem…

Andreas Hoffner warf ruckartig den Kopf herum.

Ein Geräusch…

Draußen vor dem Haus. Der Boden knirschte. Da kam jemand!

Er lief die Treppe nach oben, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, das Buch in der Hand.

Geräusche vor der Haustür… Stimmen…

»… kam mir eben komisch vor. Herr Wachtmeister. Das bin ich von Enio nicht gewöhnt. Als er gestern seine Milch nicht holte, dachte

ich, er hätte sie vielleicht vergessen. Aber heute morgen wieder. Heute mittag hab' ich noch mal einen Blick zum Haus geworfen, als ich nach Oberhofen fuhr: Immer noch standen die Flaschen vor der Tür! Da bin ich stutzig geworden.«

»Mhm«, brummte jemand, dann folgte Klingeln und Klopfen. »Der ist wirklich nicht da.«

Die Schritte kamen um das Haus herum.

Andreas Hoffner erstarrte.

Polizei! Sie würde mit Gewalt hier eindringen – und ihn finden.

Er handelte blitzschnell.

Mit zwei schnellen Schritten war er am Küchenfenster, durch das er eingestiegen war. Er gelangte nach draußen, drückte das Fenster zu und den Laden, huschte davon und suchte Schutz hinter einem Felsbrocken, der sich hinter dem Haus erhob.

Die Polizisten aber tauchten nicht auf der Bildfläche auf, sie blieben vor der Hausfront.

»Schön«, sagte der zweite Sprecher wieder. »Dann müssen wir eben das Schloß aufbrechen. Hoffentlich erwartet uns keine böse Überraschung.«

Der Tonfall in seiner Stimme ließ erkennen, daß er jedoch mit einer Überraschung rechnete.

Andreas Hoffner blieb in seinem Versteck. Von etwas erhöhter Warte aus konnte er das Geschehen verfolgen.

Seine Muskeln waren gespannt wie die Sehne eines Bogens.

Er sah weitere Männer den Berg emporkommen. In Tüchern eingewickelt, wurde kurz darauf etwas aus dem Haus geschleppt. Das Skelett.

Murmelnde Stimmen. Uniformierte und Männer in Zivil waren anwesend. Sie sprachen über den rätselhaften Vorfall. Niemand wußte eine Erklärung dafür.

Es wurde dämmerig.

Noch lange brannte Licht im Haus. Dann verlöschte es, und die Polizisten zogen ab.

Andreas Hoffner atmete auf. Er hatte noch mal Glück gehabt…

Das glaubte er nur…

In der Dunkelheit löste er sich von dem Felsklotz und trat den Rückweg an. Doch ein Augenpaar beobachtete seinen Abgang.

Der gleiche Mann tauchte eine halbe Stunde später in dem kleinen Wirtshaus auf, in dem sich auch Hoffner einfand, um ein Glas Bier zu trinken.

Hoffner wurde beobachtet, wie er in dem speckigen Buch blätterte, in das Merkel geschrieben hatte.

Der Mann, der sich für ihn interessierte, war niemand anderes als Luigi Maronne, ein Italiener, ein bezahlter Killer, der vor nichts

zurückschreckte.

Daß er ausgerechnet Hoffner als Opfer auserkor, hatte seinen besonderen Grund.

*

Er las in dem Buch Enio Merkels und merkte nicht, wie die Zeit verging.

Er las sich fest. Was sein Freund hier zu Papier gebracht hatte, faszinierte ihn.

Enio Merkel schrieb, wie er zu dem Spiegel gekommen war und was für eine Bedeutung er angeblich hatte.

Danach lernte Merkel vor über drei Jahren bei seinen Gängen durch die in der Nähe liegenden Dörfer und Ortschaften einen Mann namens Peter Fuerli kennen. Fuerli glaubte an Geister und Spuk und an Spiritismus und Okkultismus. Wieder mal hatte Merkel eine verwandte Seele gefunden. Fuerli besaß einen Spiegel. Damit, so behauptete er, sei es möglich, diese Welt zu verlassen und Kontakte zu einer jenseitigen Welt aufzunehmen. Ein Tor in das Jenseits! Er hätte schon mehrere Ausflüge nach dort unternommen und sie erfolgreich, ohne Gefahr für Leib und Leben, abgeschlossen. Dennoch sei Vorsicht geboten. Es käme nämlich ganz darauf an, an welcher Stelle der Spiegel stünde. Dies würde den Winkel zu den Dimensionen bestimmen. Würde der Spiegel nur um einen einzigen Millimeter verrückt, dann würde man einen ganz anderen Teil der jenseitigen Welt erreichen, die so farbig und so vielschichtig sei, daß man sich das gar nicht vorstellen könne.

Und das sei gefährlich. Man wisse nie, was einen erwarte und ob man überhaupt noch mal zurück könne. Außerdem würde er, Fuerli, bestimmte Nächte abwarten. Vollmondnächte, so hatte er herausgefunden, wären die besten und sichersten, die eine Rückkehr gewährleisteten.

Die beiden Männer kamen oft zusammen, nach diesem ersten Kontakt Tag für Tag. Merkel wollte gern mal dabei sein, wenn Fuerli einen neuen Versuch unternahm. Aber dazu kam es nicht. In jener Nacht, als Merkel eingeladen wurde zu kommen, war er verhindert. Eine fiebrige Erkältung zwang ihn dazu, im Bett zu bleiben. Erst vier Tage später machte er sich auf den Weg. Da hatte man Peter Fuerli bereits gefunden.

Später erfuhr er, daß sein Freund nur noch als Skelett existierte. Niemand hatte eine Erklärung dafür, wie es dazu gekommen war.

Der Hausrat wurde aufgelöst. Fuerli hatte allein gelebt, es gab keine Erben. Das alte, unbrauchbare Mobiliar wurde zu einem Scheiterhaufen zusammengestellt und angezündet. Bevor es dazu kam,

konnte Merkel einiges beiseite schaffen. Ein paar alte Fotografien und Postkarten aus der Zeit vor 1900 konnte er ergattern und vor allem den einwandfrei erhaltenen, riesigen Spiegel, den kein Mensch haben wollte.

Damit fing er an zu experimentieren. Monatelang rührte er ihn zunächst nicht an und verfolgte statt dessen aufmerksam die Zeitungsberichte über den rätselhaften Tod seines Freundes. Aber da kam nicht viel heraus. Eines Tages schrieben die Zeitungen nichts mehr darüber. Die Leute in dem Ort, wo Fuerli gewohnt hatte, erzählten sich über das geheimnisvolle Schicksal und hatten ihre eigenen Theorien. Sie behaupteten, Fuerli hätte die Welt der Geister beschworen und sei der Spukgestalten nicht mehr Herr geworden.

Sie hätten ihn vernichtet.

Es fiel Hoffner auf, daß Merkel immer von einem intakten Spiegel sprach. Der geheimnisvolle Spiegel, den er zuerst in seinem Wohnzimmer und dann im Keller aufgestellt hatte, mußte in jener Nacht, als Merkel den entscheidenden Schritt wagte, noch ganz gewesen sein. Doch nun war das Glas zersprungen… Die Frage nach dem Grund der Geschehnisse beantwortete auch der tagebuchähnliche Bericht Merkels nicht.

Die letzten Sätze des alten Mannes lauteten: »Ich kann mich nicht mehr wehren… ich wollte verhindern, den Spiegel vom Wohnzimmer in den Keller zu bringen… aber nicht mal das ist mir gelungen… etwas treibt mich an, jemand oder etwas hat es sehr eilig… und ich bin das Werkzeug… ich gehe nach Dwylup…«

Von dort war er nicht mehr zurückgekehrt – oder nur so, wie man ihn gefunden hatte: als Skelett.

Andreas Hoffners Kopf war voll mit Eindrücken. Er versuchte das Ungeheuerliche und alles, was damit zusammenhing, zu verstehen, doch dies war ein vergebliches Unterfangen.

Er entschloß sich, über Nacht in Oberhofen zu bleiben und rief seine Frau in St. Gallen an, damit sie sich keine unnötigen Sorgen machte.

Hoffner trank mehr Wein, als es seine Gewohnheit war, und fühlte sich leichter, beschwingter. Der Alkohol schien seine Gedanken zu beflügeln.

Er spielte mit der Vorstellung, noch mal in das Haus seines toten Freundes einzudringen. Aber es war riskant. Die Polizei konnte aufmerksam werden, und dann kam es zu unangenehmen Fragen.

Er merkte nicht, daß er den ganzen Abend beobachtet wurde. Luigi Maronne, der Killer, lag auf der Lauer.

*

Kurz vor zehn suchte Hoffner sein Zimmer auf. Zum selben Zeitpunkt verließ Luigi Maronne das Gasthaus. Er telefonierte von einer öffentlichen Fernsprechzelle aus und wählte die Nummer einer Ortschaft, die nicht mal zwanzig Kilometer entfernt lag.

Eine dunkle Stimme meldete sich mit einem knappen »Ja?«

Luigi Maronne schilderte den Verlauf des Tages und der Abendstunden. »Er hat das Buch, auf das Sie scharf sind«, sagte er mit rauher Stimme. »Er war ein bißchen schneller als ich. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, vor ihm ins Haus zu kommen. Die Schnüffler tauchten auf. Er hat den ganzen Abend in dem Buch gelesen. Muß ’ne spannende Sache sein.«

»Er darf keine Gelegenheit bekommen, mit irgend jemand über den Inhalt zu sprechen. Maronne.«

»Geheime Staatssache, wie?« feixte der kleine Italiener.

Sein Gesprächspartner am anderen Ende der Strippe eine auf die Bemerkung nicht ein. »Erfüllen Sie Ihren Auftrag. Maronne! Fädeln Sie alles so ein, daß jedermann glaubt, es sei ein Raubüberfall gewesen! Ich will das Buch noch heute nacht in der Hand haben.«

»Sie können sich auf mich verlassen.« Den Namen seines Auftraggebers kannte er nicht. Der Mann war ihm durch einen anderen ehemaligen Auftraggeber empfohlen worden. Vorausbezahlt waren zweitausend Schweizer Franken. Er sollte noch mal den gleichen Betrag erhalten, wenn er seine Arbeit ordnungsgemäß erledigt hatte.

Er sah darin keine Schwierigkeit. Er hatte es mit einem blutigen Laien zu tun, der ihm keinerlei Sorgen bereiten würde.

»Wie abgemacht, treffen Sie mich in der alten Poststation, zwanzig Kilometer weiter südlich. Ich warte auf Sie, Maronne, und wenn es morgen früh werden sollte.«

»Das ist nicht nötig. Ich bin dafür bekannt, daß ich schnell arbeite. Signore.«

Er kehrte in das Gasthaus zurück und wußte genau, in welchem Zimmer Hoffner untergebracht war. Der Antiquitätenhändler aus St. Gallen merkte nicht, daß eine dunkle, wendige Gestalt über die Balkonbrüstung glitt und lautlos das angelehnte Fenster aufdrückte. Im Handumdrehen stand der Killer im Raum.

Hoffner schlug die Augen auf, als er den leisen Luftzug spürte und instinktiv Gefahr witterte. Aber es war schon zu spät.

Die Schlinge legte sich ihm um den Hals. Hart und erbarmungslos zog Maronne die Schlaufe zu. Hoffner röchelte und bäumte sich auf. Seine Arme flatterten wie die Flügel eines Huhnes, und er versuchte, der todbringenden Gefahr zu begegnen.

Vergebens!

Wen Maronne zwischen den Fingern hatte, der war verloren.

Andreas Hoffner starb und wußte nicht warum.

*

Maronne leistete ganze Arbeit. Die hatte seinen Ruf begründet.

Er durchwühlte das Zimmer, riß sämtliche Schubladen auf, kontrollierte das Gepäck des Antiquitätenhändlers, zog dem Toten die Uhr und den Ring ab und stopfte alles in einen mitgebrachten Plastikbeutel.

Alles, was nach Geld aussah, oder was sich zu Geld machen ließ, nahm er an sich.

Der ganze Vorgang dauerte nicht mehr als acht Minuten. Ebenso lautlos wie Maronne in das Gästezimmer eingedrungen war, verließ er es wieder. Niemand merkte etwas.

Es war wenige Minuten nach halb elf, als ein himmelblauer Fiat, Sportmodell, vom Parkplatz der kleinen Pension rollte. Maronne fuhr am See entlang, die ersten zehn Kilometer verhältnismäßig schnell. Dann legte er eine kleine Pause ein.

Er liebte es nicht, wenn er einen Auftrag auszuführen hatte, von dem er nicht wußte, worum es sich handelte. Die Erfahrung lehrte, daß sich manchmal ein höheres Honorar herausschlagen ließ, wenn man eine Ahnung davon hatte, worum es ging. Im vorliegenden Fall sah es so aus, als ob es seinem bisher unbekannten Auftraggeber darauf ankäme, ein altes Buch in die Hand zu bekommen. Maronne hatte auf dem schwarzen Kunstmarkt schon Hehlerdienste geleistet, und es gab keine Verbrechensart, mit der er nicht mindestens einmal zu tun gehabt hatte.

Viertausend Franken für diesen Raubmord, das war schon etwas. Er konnte sich jedoch nicht vorstellen, daß ein altes Buch – und sei es noch so alt – soviel Geld wert war.

Er begann es durchzublättern und darin zu lesen. Er konnte sich vorstellen, daß es möglicherweise einen versteckten Hinweis gab, der dem Auftraggeber wichtig war. Im Text mußte es etwas geben, daß der andere bereit war, soviel Geld hinzublättern. Aber wer viertausend bezahlte, würde auch sechs- oder achttausend opfern, wenn sich herausstellte, daß der Tip in diesem komischen Buch Gold wert war.

Ein alter Spiegel – ein Besuch im Jenseits… es ging um geheimnisvolle Versuche, die dem Menschen, der die Gesetze verstand und beherrschte, zu Macht und Ansehen verhelfen konnten. Schwarze Magie. Hexenkult? Das war mal etwas anderes.

Eine Stadt namens Dwylup spielte eine besondere Rolle. Der Besuch dort konnte das Grauen bringen, aber auch Macht, hier im Diesseits. Man mußte es nur verstehen, sich die dämonischen Kräfte dienstbar zu machen.

Maronne grinste, und sein braunes Gesicht nahm einen überheblichen Ausdruck an.

»Na warte«, sagte der Killer und dachte dabei an seinen unbekannten Auftraggeber. »Ich glaube, ich kann dir da doch noch etwas abknöpfen.«

Er war zufrieden mit sich und der Welt. Er kannte keine Gewissensbisse und verlor keinen Gedanken darüber, daß er wegen lumpiger viertausend Franken ein Menschenleben ausgelöscht hatte. Für ihn zählten andere nicht. Maronne legte seinen Maßstab an. Der Italiener wurde wegen verschiedener Delikte und mehrfachen Mordes von Interpol gesucht, aber die Polizei tappte im dunkeln. Sie wußte nichts Genaues über ihn. Er war ein Einzelgänger, und es gab keine Komplicen, die ihn verpfeifen und eine Beschreibung von ihm geben konnten.

Maronne fuhr noch rund sechs Kilometer die Straße am See entlang. Dann, an einer Weggabelung, bog er nach links ab und steuerte seinen Sportwagen weiter in das Landesinnere.

Die ehemalige Poststation gehörte einem Schweizer, der in Bern lebte und sich die Station seinerzeit kaufte, weil er Freude daran hatte etwas nicht Alltägliches zu besitzen. Wie spleenige Millionäre manchmal interessiert an alten, stillgelegten Bahnhöfen oder schottischen Schlössern waren, die sie oft Stein für Stein abtragen ließen, um sie jenseits des großen Ozeans wieder aufbauen zu lassen.

*

Das Haus war massiv gemauert, die Fenster vergittert.

Maronne rollte mit seinem Wagen vor die Tür. Hinter den Fenstern der Parterrewohnung brannte noch Licht.

Er wurde erwartet.

Der Italiener klopfte dreimal kurz an die massive Holztür.

Luigi Maronne atmete tief die kühle Nachtluft ein. Hinter der ehemaligen Poststation stieg das Land wieder an. Dunkel und nah wirkten die Hügel, zum Teil waren sie bewaldet, zum Teil kahl.

An der Tür hörte er Schritte.

Der Italiener war gespannte Aufmerksamkeit. Nun würde er seinem Auftraggeber zum ersten Mal Auge in Auge gegenüberstehen. Maronne war bereit, auf einen Handel einzugehen. Wenn er zweitausend mehr herausschlagen konnte, war er zufrieden.

Der Mann, der öffnete, überragte ihn um zwei Köpfe. Sein Gesicht war hart, die Lippen scharf geschnitten.

»Sie wollten das Buch noch heute nacht. Ich nehme an, Sie können nicht einschlafen, ohne im Bett noch ein bißchen zu lesen«, grinste Maronne.

»Kommen Sie rein!« Der andere trat einen Schritt zurück. Im Haus war es etwas wärmer als draußen. Ein kahler Flur. Eine nackte Birne in einer Fassung.

Maronne wurde in ein ehemaliges Büro geführt, in dem der alte Schreibtisch noch stand. Wandregale reichten bis unter die Decke. Ein altes Telefon. Gleich unter dem Fenster stand ein zerschlissenes Sofa. Die Luft roch muffig.

»Wo ist das Buch?« fragte der große Mann mit den dunklen, stechenden Augen.

»Ich hab's dabei. Deswegen bin ich ja hier.«

»Kann ich es sehen?«

»Natürlich, aber nicht so schnell. Wir haben doch eine Abmachung getroffen, nicht wahr?« Luigi Maronne ließ sich einfach in einen der alter Sessel plumpsen, schlug die Beine übereinander und griff nach der geöffneten Zigaretten-Schachtel, die auf dem Schreibtisch lag. Ohne zu fragen, ob er sich eine nehmen dürfe, steckte er sich ein Stäbchen zwischen die Lippen und entflammte ein Streichholz. Er hielt seinem Auftraggeber die Schachtel hin. »Auch eine?«

Der Gefragte schüttelte den Kopf, ging hinter den Schreibtisch und drehte den Schlüssel in der Schublade.

»Wo haben Sie das Buch?« fragte er mit dunkler Stimme. In seinen Augen blitzte ein kaltes Licht auf, als sein Blick sich auf Maronne richtete. Dieser Mann war zumindest so kalt wie er, der Italiener. Maronne schätzte sein Gegenüber sofort richtig ein. Es würde nicht einfach sein, mit dem fertig zu werden. In diesem Kopf ging einiges vor, das ihm, Maronne, nicht klar war.

»Ich hab's nicht bei mir. Ich bin nie leichtsinnig«, sagte er, als er sah, wie die Hand seines Gegenüber in der Schreibtischschublade verschwand. »Machen Sie keine faulen Tricks! Wenn Sie 'ne Kanone in der Schublade haben, lassen Sie die schön drin liegen.«

Der andere lachte. Er hielt ein Banknotenbündel in der Hand und warf es auf den Tisch. »Sie sind mißtrauisch, Maronne.«

Der Italiener ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen. Es fiel ihm schwer, diesen Mann in irgendeine bestimmte Kategorie Mensch einzuordnen. Dieser Mann konnte ebensogut ein aalglatter Geschäftsmann wie ein Gauner der übelsten Sorte sein. Aber die schmutzigen Arbeiten ließ er offensichtlich durch andere ausführen.

»Und nun das Buch…«

Luigi Maronne grinste. Er griff unter sein Hemd und brachte das kleine Buch zum Vorschein.

»Sie haben's doch dabei!«

»Natürlich. Ich geh' nicht gern einen Weg doppelt.« Maronne blätterte es durch. »Ich habe da einen Vorschlag für Sie. Signore…« Er blickte ihn an, als erwarte er, daß der andere seinen Namen nannte,

aber der tat ihm den Gefallen nicht. »Aha, kapiere. Sie sind einer von der ganz vorsichtigen Sorte.«

»Namen sind Schall und Rauch. Nennen Sie mich Pialla, Dumont oder Jenkins! Ganz wie es Ihnen beliebt.«

»Sie geben sich ja ganz international.«

»Ich glaube, unser Geschäft ist damit beendet, Maronne. Hier ist das restliche Geld. Geben Sie mir endlich das, was ich von Ihnen verlangt habe!«

»Da gibt's noch ein Problem. Signore Pialla. Dumont oder Jenkins.«

»Was für ein Problem?«

»Die Preise. Alles gerät heutzutage ins Rutschen. Die Inflation frißt einen ja auf. Wir hatten viertausend ausgemacht. Ich glaube, daß die Ware mehr wert ist. Verdoppeln Sie die Scheinchen da auf dem Tisch und das Ding hier«, er wedelte mit dem Buch, »gehört Ihnen!«

»Sie sind unverschämt. Maronne!« Die Stimme klang hart und tonlos. Das schmale, scharf geschnittene Gesicht blieb unbeweglich.

»Ich habe ein bißchen darin gelesen. Ich weiß, daß es etwas Besonderes bietet. Sicher gibt es noch mehr Interessenten für dieses Buch. War nicht auch dieser Hoffner aus St. Gallen scharf darauf? Es hat ihm kein Glück gebracht. Mir aber soll's Glück bringen. Ich könnte mir auch gut vorstellen, es beispielsweise als mein Eigentum anzusehen. Wie ist das eigentlich – mit Dwylup. Pialla?«

Das Gesicht des anderen blieb starr wie eine Maske.

Keine Antwort erfolgte.

»Kann man reich werden, wenn man die Geister ruft? Ich habe nie so recht an diesen Unsinn geglaubt, aber wenn Sie solche Brocken loseisen, dann wird wohl etwas dahinterstecken. Sie sollten nicht so kleinlich sein. Wie gesagt: sonst probier' ich's selbst aus. Ich geh' nach Dwylup und erkundige mich, wie die Dinge so laufen. Ich weiß noch nicht sehr viel über diesen Schinken hier. Dafür war die Zeit zu kurz. Aber ich kann mir vorstellen, daß ich mich intensiv damit beschäftigen werde, wenn wir uns nicht handelseinig werden.«

»Sie sind unverschämt«, preßte Pialla-Dumont-Jenkins zwischen den Zähnen hervor. »Aber Sie sollen haben, was Sie wollen! Sie wissen von Dwylup? Dann habe ich eine kleine Überraschung für Sie… Ich habe zufällig Besuch aus Dwylup.«

Er klatschte einmal in die Hände. Die Zwischentür öffnete sich. Die Scharniere knarrten. Maronne warf den Kopf herum.

Vor ihm stand – ein Monster…

*

Der Italiener schluckte.

Er schraubte sich langsam in die Höhe und grinste. »Glauben Sie,

mit diesem Mummenschanz könnten Sie mir Angst einjagen? Sie müssen eine verdammt schlechte Vorstellung von meinen Nerven haben.«

Der Koloß, der sich aus der Dämmerung näher schob, war mindestens zwei Meter groß. Sein Körper war echsenhaft und tonnenförmig. Graue Schuppen bildeten ein dichtes Geflecht. Das schrecklich aussehende Geschöpf bewegte sich wie ein Mensch auf zwei Beinen, hatte auch Arme und Hände wie ein Mensch – aber es war keiner.

Der riesige Kopf war aufgedunsen, kahl und unförmig. Die Augen waren von unterschiedlicher Größe. Spitz, wie auf Darstellungen, die den Teufel betrafen, ragten die Ohren aus dem glatten, blaugrauen Schädel.

Noch ein Schritt. Jetzt stand das unheimliche Geschöpf voll im Licht.

Maronne stöhnte.

Er merkte, wie es in seinem Innern eiskalt wurde.

Was war nur los mit ihm? Mit seinem Herzen? Dröhnten die Schläge nicht durch seinen gesamten Körper?

Den Anblick des Unheimlichen ertrug er drei volle Sekunden. Er begriff, daß dies kein Mummenschanz war und Pialla-Dumont-Jenkins niemand in ein Kostüm gesteckt hatte.

Seine Rechte zuckte unter sein Jackett. Die Beretta! Er fühlte die Waffe in der Hand, brachte sie in die Höhe und drückte ab.

Der Schalldämpfer schluckte das Geräusch der drei Schüsse, die den Lauf verließen.

Die Kugeln durchschlugen den Leib des Ungeheuers, als träfen sie in morsches Gespinst. Es raschelte wie in trockenem Laub.

Der Koloß stürzte nicht. Kein Blut floß, kein Schmerzenschrei ertönte.

Ein dumpfes, verzweifeltes Gurgeln vernahm man aus der Kehle des Italieners, der seinem Meister begegnet war.

Er hörte noch ein leises Lachen an seiner Seite. »Das ist Kha, mein Freund aus Dwylup. Sie können sich den Weg dorthin ersparen, Maronne.«

Es waren die letzten Worte, die Luigi Maronne, der Killer aus Neapel, in seinem Leben hörte. Es war, als gingen die Flüche und Wünsche in Erfüllung, die all diejenigen ausgesprochen hatten, welche er belogen, betrogen, gequält und ermordet hatte. Der Teufel persönlich schien seine schwarze Seele zu holen.

In seinem Körper knisterte es, als zerbräche dort etwas.

Es rieselte wie Kalk. Sein Herz schlug nicht mehr, und sein Atem stand still. Das Gehirn konnte nicht mehr denken. Der Übergang vom Leben zum Tod erfolgte blitzschnell und ohne äußere Einwirkung.

Der Anblick Khas zerstörte Luigi Maronnes Leib.

Die Beretta polterte auf den Boden, und das Buch entfiel den Fingern, die plötzlich nicht mehr da waren.

Luigi Maronne zerfiel zu Staub.

Lautlos wie Mehl schwebte er zu Boden.

Die äußere Hülle verging, und zurück blieb das blanke Skelett. Das Knochengerüst stand noch einige Sekunden lang unbeweglich da, ehe es klappernd zusammenbrach.

Luigi Maronne war nicht mehr. Die Angst hatte ihn getötet!

*

»Narr«, sagte der große Mann mit den dunklen, unergründlichen Augen verächtlich. »Das hättest du dir ersparen können. Aber du hast erstaunlich lange durchgehalten.«

Er bückte sich und hob das Buch auf ohne, auf Kha, das Monster aus Dwylup, noch sonderlich zu achten.

Kha hockte sich neben das Skelett und blies den letzten grauen Staub ab. Kha war kein Mensch und kein Tier. Er war ein Monster. Er brach sich einen Rippenknochen heraus, begutachtete ihn und schob ihn dann zwischen seine Zähne, um ihn genüßlich zu zerkauen.

*

Pialla-Dumont-Jenkins stand am Fenster und starrte in die Düsternis.

Ein teuflischer Zug lag um die Lippen des seltsamen Mannes. Gedankenverloren durchbohrte er mit seinen Blicken die Nacht, die schwer über dem Land lag wie ein undurchdringlicher Mantel, der die Sterne und das Mondlicht schluckte. Regenwolken bedeckten den nächtlichen Himmel. Das Buch des Enio Merkel lag in der Hand des einsamen Mannes, der ein großes Ziel verfolgte.

»Das ist erst der Anfang«, kam es im Selbstgespräch über seine schmalen Lippen. »Hier ist das Buch, das beinahe in falsche Hände gefallen wäre. Der Spiegel ist unbenutzbar geworden, aber er ist nicht der einzige, der existiert. Es gibt einen zweiten im Hause Björn Hellmarks…«

Diesen Spiegel wollte er haben, denn es kam ihm darauf an, nicht nur Kha, das Monster aus Dwylup hier im Diesseits zu wissen, sondern das Tor noch weiter aufzustoßen, um das Grauen in diese Welt zu bringen.

*

»Der Mann heißt… Fuerli… Peter Fuerli…«, sagte er mit schwacher Stimme.

Sie lauschten seinen Ausführungen, insgesamt gab es vier Zeugen dieser Worte: Dr. Matthew, der leitende Arzt des St. Elna Hospitals, sein Kollege Dr. Louis Stephenson, ein Psychiater, Richard Patrick, Verleger der »Amazing Tales«, der ersten weltweiten Zeitschrift, die der Erforschung des Übersinnlichen breiten Baum gab, und Björn Hellmark, der sympathische Deutsche, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte.

Sie alle waren hier versammelt, um den Zeitpunkt abzuwarten, an dem Henry Burger sich anschickte wieder zu erwachen.

Ein weißes, sauberes Krankenzimmer, verhältnismäßig groß, darin nur ein Bett, viele technische Geräte allerdings, die fast die Hälfte des Zimmers einnahmen, das war die Kulisse.

Der Mann in dem sauberen Bett sah bleich und angegriffen aus, sein Atem ging schwach, kaum hob und senkte sich seine Brust.

Er lag da wie ein Toter. Und doch waren sie alle zuversichtlich. Niemand konnte sich der Faszination dieses Augenblicks verschließen.

Henry Burger gab endlich wieder Lebenszeichen von sich, bei denen man davon ausgehen konnte, daß er auf dem Weg der Besserung war. Endlich! Denn nicht erst seit gestern oder einer Woche oder einem Monat lag der Deutsch-Amerikaner im Bett. Er war vor rund dreißig Jahren bei einem Unfall bewußtlos geworden und seither nicht mehr aufgewacht!

*

Seit Jahren wußte Richard Patrick vom Schicksal dieses Mannes und finanzierte die Behandlung mit. Das geschah aus Menschlichkeit, aber auch mit dem Hintergedanken, daß Burger eines Tages vielleicht doch noch mal aufwachte und dann erzählen könnte, was er in diesen dreißig Jahren gesehen hatte. Was hatte seine Seele, sein Geist erlebt, während sein Körper wie scheintot hier lag?

Die Wahrscheinlichkeit, daß Henry Burger noch mal aufwachte, war äußerst gering. Die Ärzte bezweifelten es und rechneten eher mit seinem Ableben, denn mit seiner Wiedergenesung.

Aber das Wunder geschah, und Henry Bürgers Zustand besserte sich. Vor vier Tagen ließ sich zum ersten Mal anhand der Aufzeichnungen der elektronischen Geräte feststellen, daß Herzschlagwerte und Atmung sich verändert hatten.

Nach zweiunddreißig Jahren trat etwas ein, womit niemand mehr rechnete.

Der Chefarzt unterrichtete Richard Patrick von dem Ereignis, der ausdrücklich darum gebeten hatte, über jede Veränderung – sei sie

positiver oder negativer Art – informiert zu werden. Patrick wiederum rief Björn Hellmark an, der ebenfalls sein Interesse bekundet hatte, dabeizusein, wenn Burger das Bewußtsein noch mal erlangen sollte.

Mit Burger nämlich hatte es seine besondere Bewandtnis.

Patrick hatte herausgefunden, daß Henry Burger sich bereits zu einem Zeitpunkt mit der Erforschung übersinnlicher Phänomene beschäftigte, als man überhaupt noch keine rechten Vorstellungen davon hatte, wie man derartige Phänomene überhaupt einstufen konnte und ob es nicht nur Übertreibungen, Phantastereien oder Aberglauben waren.

Patrick hatte versucht, Licht in das Dunkel zu tragen, welches das Schicksal Henry Burgers umgab.

Burger war auf einer Fahrt zu einem Haus gewesen, in dem es angeblich seit längerem spukte. Er wollte Näheres darüber erfahren. Auf dem Weg nach dort ereignete sich jedoch ein Unfall, der nie geklärt werden konnte.

Burger wurde vom Fahrdamm abgedrängt. Man fand ihn schwerverletzt in seinem Autowrack und mußte ihn herausschweißen. Er hatte nie selbst sagen können, wie und was passiert war, denn von der Stunde des Unfalls an war er nicht mehr aufgewacht. Die Polizei rekonstruierte später, daß Burger offenbar von einem entgegenkommenden Fahrzeug geblendet worden war und der andere Fahrer Fahrerflucht begangen hatte.

Patricks Recherchen liefen darauf hinaus, daß in jener Nacht etwas ganz Besonderes geschehen war, um Burger an seiner Absicht, das Haus zu betreten und die Phänomene zu beobachten, zu hindern.

Stimmte diese Überlegung? Alles war eine Hypothese – und alles war infrage gestellt, denn es war nicht sicher, daß Henry Burger sich nach seinem zweiunddreißigjährigen Dornröschenschlaf noch an alles erinnern konnte. Sein Hirn konnte durch den langen Schlaf auch beeinträchtigt worden sein.

Was würden seine ersten Worte sein?

Sie hatten mit allem möglichen gerechnet, nur nicht mit denen, die er schließlich aussprach.

Peter Fuerli? Wie kam er darauf? Das klang ein bißchen nach Schweiz. Aber Burger – so wies der Lebenslauf nach, den Richard Patrick detailliert zusammengestellt hatte – war nie im Ausland gewesen. Nicht mal in Deutschland, wo seine Eltern herstammten.

Es war so still im Krankenzimmer, daß man eine Nadel hätte fallen hören können.

»Mister Burger«, sagte Ryan Matthew, der Chefarzt, der den Tiefschläfer seit vierundzwanzig Jahren betreute. Er hatte seinerzeit die Verantwortung aus den Händen eines scheidenden Professors übernommen.

Die Zeit war seit jenem denkwürdigen Unfalltag nicht stehengeblieben. Als Burger bewußtlos wurde, regierte in Deutschland Hitler, wütete der zweite Weltkrieg und starben Hunderttausende wegen eines wahnsinnigen Vorhabens. Das Ende des Krieges kam. Die Männer, die seinerzeit in der vollen Blüte ihrer Jahre steckten, wurden alt. Jahrzehnte gingen an niemand spurlos vorüber. So wollte es die Natur, aber mit Burger hatte sie eine Ausnahme gemacht. Während er schlief, war die Zeit für ihn stehen geblieben.

Seinem Geburtsdatum nach war Henry Burger ein siebenundsechzig Jahre alter Mann. Dem Aussehen nach aber nur fünfunddreißig. Eine glatte Haut, dichtes, schwarzes Haar, ein paar Fältchen um die Augen…

Leise surrte der Tonbandmotor. Das Band lief. Es sollte diesen historischen Augenblick festhalten.

»Mister Burger«, sagte der Chefarzt noch mal, ein Mann Anfang sechzig. »Können Sie mich hören?«

Matthew hatte eine angenehme, beruhigende Stimme. Aber er war ein Fremder für Burger. Matthew und seinem Mitarbeiter Dr. Stephenson wäre es lieber gewesen, sie hätten einen Freund oder einen Verwandten oder Familienangehörigen dabei gehabt. Ein vertrautes Gesicht, zumindest eine vertraute Stimme.

Aber Burgers Eltern lebten nicht mehr. Sie waren beide gestorben, hatten ihr ganzes Hab und Gut vor ihrem Tod verkauft, um die Behandlungs- und Pflegekosten für ihren Sohn zusammenzubringen. Aber der erlöste Betrag war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Hätte Patrick nicht von dem ungewöhnlichen Schicksal erfahren, wäre nur das dringend Notwendige durchgeführt worden.

Geschwister gab es nicht. Burger war ein Einzelkind. Verheiratet war er nie gewesen. Aber es hatte eine Braut gegeben. Sie hieß Judith Midland. Diese Judith Midland war von Patrick wie eine Stecknadel gesucht worden. Er hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, die ehemalige Braut ausfindig zu machen. Das war ihm nicht gelungen. Doch er hatte noch nicht aufgegeben… Einer seiner Mitarbeiter, Harry Blight, hatte eine Spur entdeckt, die nach Europa wies. Jetzt suchte man in ganz England nach einer Frau, die als Judith Midland aus den Staaten gekommen war, längst verheiratet sein und Kinder haben konnte und dadurch auch einen anderen Namen trug.

»Ich…« kam es schwach aus Burgers Kehle. Er wollte etwas sagen, aber offenbar reichten seine Kräfte noch nicht aus. Die Blicke der Anwesenden hingen an seinen Lippen. »Die Stadt… sie entschwindet…«

Was hatte das zu bedeuten?

Die Beobachter warfen sich schnelle Blicke zu.

»Mister Burger… Hallo, Mister Burger«, wiederholte Matthew.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Ich…« Wieder Ansatz zum Sprechen. Eine steile Falte stand zwischen den Augenbrauen, als denke er scharf nach.

Drei Minuten herrschte vollkommene Stille.

Eine eigenartige Atmosphäre! In und mit Burger ging etwas vor, aber er konnte es nicht ausdrücken.

Eine halbe Stunde verstrich. Sein Atem ging tiefer, der Kreislauf hatte sich weiter stabilisiert. Wenn man den Aufzeichnungsgeräten glauben durfte, dann befand sich Burger in einem Zustand der eindeutigen Besserung.

Doch noch immer hatte er seine Augen nicht geöffnet. Seine Lider zuckten zwar, aber er brachte sie nicht in die Höhe.

»Können Sie mich jetzt hören. Mister Burger?«

»Ja.«

Ein erster Erfolg. Sie hielten den Atem an.

»Wie geht es Ihnen? Was empfinden Sie?«

»Gut…«

Mehr nicht.

»Haben Sie Schmerzen?«

»Nein… Durst, alles so trocken… die Luft, heiß… und stickig…« Seine Stimme klang leise und brüchig, aber seine Worte waren verständlich. »Wasser… der Himmel wie bernsteinfarbenes Feuer… Wüstenhimmel…«

Wovon sprach er? Nur… Fragmente. Hatte er geträumt – einen Traum, der seit dreißig Jahren währte?

Wüstenhimmel? Was verstand er darunter? Niemand konnte mit diesem Begriff etwas anfangen.

»Bäume… blauweiß und ausgetrocknet wie Knochen… Knochenbäume… Wasser… ich verdurste… gebt mir zu trinken…«

Der Arzt klingelte nach der Stationsschwester. Zwei Minuten später kam sie herein. Das Wasser war klar und frisch, nicht zu kalt, ohne Kohlensäure, wie gewünscht.

Dr. Stephenson legte Burger den Arm unter den Kopf und hob ihn ein wenig an. Dr. Matthew setzte das Glas an Burgers Lippen.

»Trinken Sie«, sagte er mit rauher Stimme.

Burger schluckte gierig. Er bekam nicht zuviel ab. Matthew steuerte die Menge des Wassers, die über seine Lippen floß. Die Kehle des Tiefschläfers war wie ausgedörrt.

»Ich verstehe das nicht«, bemerkte der grauhaarige Arzt. »In den Infusionen ist alles enthalten. Burger aber benimmt sich, als hätte er einen Wüstenmarsch hinter sich. Seine Lippen sind aufgerissen, spröde… ich verstehe das nicht, so etwas gibt es doch nicht!«

Dr. Matthew sah man die Ratlosigkeit an.

Burger trank das Glas bis auf den letzten Schluck leer.

Dies war die erste Flüssigkeit, die er nach zweiunddreißig Jahren zu sich nahm.

»Genug?« fragte Matthew tonlos.

Ein leises Nicken. Er wurde in die Kissen zurückgelegt.

Richard Patrick und Björn Hellmark waren stumme Zeugen des Geschehens. Wie die Ärzte, so trugen auch sie weiße Kittel und Mundtücher. Burger, der in seiner Abwehrkraft beeinträchtigt war, sollte durch eventuelle Krankheitserreger nicht gefährdet werden. Seine Augenlider bewegten sich zitternd wie Schmetterlingsflügel.

Seine Lippen zuckten, und leise Laute kamen aus seinem Mund. Sie waren unverständlich. Dann wieder welche, die man verstand:

»Judith… verzeih' mir… ich möchte so gern zu dir… ich kann nicht… sie halten mich hier fest… sie sind furchtbar… ein Mensch könnte ihren Anblick nicht ertragen… die Stadt ist zu Stein und Knochen gewordenes Grauen… Häuser aus getrocknetem Lehm, die Fenster nur Löcher, die Häuser bieten keinen Schutz vor der unbarmherzigen Hitze, die immer und überall ist… der gelbe Himmel… eine einzige Sonne… Trostlosigkeit. Leere. Lieblosigkeit… Wo bin ich hingeraten, Judith?«

Pause.

Niemand stellte eine Zwischenfrage. Sie warteten auf eine neue Reaktion des Mannes, der über dreißig Jahre lang geschlafen und dessen Geist eine seltsam unirdische und grausame Welt erforscht hatte.

»Totenköpfe an den braunen, harten Gemäuern… sie verehren die Toten, sie lieben sie… der Tod ist ihr Metier… sie leben vom Tod…« Jetzt mußte er wieder völlig verwirrt sein.

Doch Burgers Stimme wurde fester.

Matthew konnte Fragen stellen. Der Schläfer war ansprechbar und beantwortete Fragen nach seiner Person und seinen Empfindungen. Aber da waren offensichtliche Lücken. Seine Erinnerung funktionierte nicht einwandfrei. Nur wenn es um die rätselhafte Stadt mit dem Wüstenhimmel und den Knochenbäumen ging, wurden seine Worte klarer.

Björn bat den Chefarzt darum einige Fragen an Henry Burger richten zu können.

»Gern, bitte.«

Hellmark versuchte herauszufinden, ob Burger nur Bilder seines umnebelten Gehirns preisgab, das aus einem totenähnlichen Schlaf erwachte oder ob er das, worüber er sprach, wirklich erlebt haben konnte, während sein Geist die Zeiten und Räume durchstreifte.

Schnell fand Björn heraus, daß Burger überhaupt keine Zeit- und Raumvorstellungen mehr besaß. Für ihn war die Zeit stehengeblieben, von einem bestimmten Punkt an.

»Das ist vorbei. Sie sind nicht mehr dort, Mister Burger. Sie sind zurückgekehrt. Sie sind wieder hier, auf unserer Seite.«

Ein flüchtiges Lächeln zuckte um die Lippen des bleichen jungen Mannes. »Ja, ich weiß. Die Bilder werden schwächer. Ich bin froh darüber. Als ich noch durch Dwylup ging, glaubte ich, nie wieder ein normales menschliches Gesicht zu sehen.«

Ein Name war gefallen, und Björn hakte sofort nach.

»Dwylup? Wer oder was ist Dwylup?«

»Der Name der Stadt.«

»War es wirklich ein Gehen – haben Sie den Boden unter Ihren Füßen gespürt?«

»Nein… eigentlich nicht, wenn ich es genau betrachte. Es war mehr ein Schweben. Mein Geist schwebte über den rätselhaften, unheimlichen Bauwerken, die nie von Menschenhand errichtet sein können. Ich sprach die Menschen an und die Monster, aber mich scheint man nicht wahrgenommen zu haben.«

Das war eine seltsame Mitteilung.

Björn wollte eine weitere Frage stellen, doch da sprach Henry Burger schon weiter.

»Der Spiegel, mit ihm muß es zusammenhängen… ich brauche allerdings noch den Beweis… Ich wollte doch den Spiegel begutachten… die Leute in dem Haus behaupten, man könne mit ihm… durch Wände gehen…«

Hellmarks Miene wurde hart. Was war das? Jedes Wort des Kranken versetzte ihm einen Stich.

Was Burger da von sich gab, waren keine Traumbilder. Er hatte wirklich etwas erlebt. Während er hier in einem totenähnlichen Tiefschlaf lag, nahm sein geistiger Körper an einem ungewöhnlichen Abenteuer teil.

Es klopfte leise an die Tür. Eine Krankenschwester öffnete einen Spalt und flüsterte dem Chefarzt eine Mitteilung zu.

»Mister Patrick… psst…« gab er ebenso leise an den Verleger weiter. »Telefon.«

Richard Patrick bedankte sich nickend, erhob sich und lief leise zur Tür, um der Krankenschwester zu folgen. Er bekam nicht mehr mit, wie Björn Hellmarks nächste Frage lautete.

»Sie haben vorhin den Namen Peter Fuerli genannt, Mister Burger. Wer ist dieser Peter Fuerli?«

Burger wiederholte den Namen wie ein Echo. »Fuerli? Wie kommen Sie… darauf? Ich habe den Namen nie gehört…«

*

Der Verleger ging zum Telefon. Das Gespräch war aufs Zimmer der

Schwester gelegt worden.

Richard Patrick meldete sich. Am anderen Ende der Strippe war Harry Blight!

»Großartige Nachricht, Chef. Ich hab' Sie gefunden!«

»Judith Midland?«

»Ja.«

»Mann, Blight. Sie sind ein Genie! Besser hätte es gar nicht klappen können. Genau der richtige Zeitpunkt. Henry Burger ist zu sich gekommen. Wie wird er es aufnehmen, wenn er sie sieht und hört? Er hat einmal von ihr Besprochen. Ich nehme an. Ihre Story hat's in sich. Sie ist zu lang, um sie hier am Telefon zu erzählen. Machen Sie's kurz und sparen Sie Ihre Pennies! Das Gespräch wird zu teuer, und Sie können mit dem Geld schon einen Teil der Flugkarte für Judith Midland finanzieren. Nehmen Sie das nächste Flugzeug! Die Zeit ist kostbar.«

»Richard Patrick hat's immer eilig. Ich arbeite schon zu lange in dem Laden, um das nicht zu wissen.«

»Kommen Sie umgehend nach Baltimore. Blight! Wenn sie gleich das nächste Flugzeug erwischen, können Sie in zwölf Stunden hiersein.«

»In zwölf Stunden. Chef? Ich kann's in einer halben schaffen. Ich wollte nur wissen, ob's Ihnen recht ist.«

»Soll das heißen. Blight…?«

»Klar. Chef. Ich bin bereits in Baltimore. Vor zehn Minuten glatt gelandet. Ich hab' sie bei mir.«

»Sie sind ein Teufelskerl, Blight! 'ne Gehaltserhöhung verspreche ich Ihnen nicht, aber Sie dürfen das vermeintliche Telefongespräch von Europa nach hier als Sonderausgabe berechnen.«

»Ich nehm' Sie beim Wort. Mister Patrick. Das wird nicht billig.«

»Und nun Schluß. Blight! Das waren die letzten Einheiten zu Ihren Gunsten.« Mit diesen Worten hängte er einfach ein.

*

In Europa war es noch nicht Tag.

Carminia Brado, attraktiver exotischer Import aus Brasilien, legte sich noch mal auf die andere Seite.

Im Unterbewußtsein nahm sie ein leises, schabendes Geräusch wahr.

Sie atmete tief durch.

Da war es wieder. Ein zweites Mal, stärker als zuvor.

Carminia schlug die Augen auf.

»Björn?« fragte sie leise. Da war doch jemand im Haus! Die Geräusche kamen eindeutig von unten, aber sie konnte nicht

erkennen, ob aus der Parterrewohnung oder aus dem Souterrain. Dort unten lagen die Räumlichkeiten, die besonders Hellmark benutzte.

Sie hielt sich allein in dem großen Bungalow am Genfer See auf. Rani Mahay und Pepe befanden sich auf Marlos, jener geheimnisvollen, unsichtbaren Insel, deren eigentlicher Herrscher Hellmark war und auf der er jene sammeln sollte, die in Gefahr gerieten, durch die Manipulationen finsterer, auf der Erde wirkender Mächte, im Verderben zu landen.

Dann herrschte wieder Stille. Jemand kam die Treppe hoch und atmete, als trüge er eine schwere Last.

Carminia richtete sich vollends auf. Unruhe erfüllte sie.

War ein Fremder im Haus?

Es gab eine Alarmanlage. Auf die war Verlaß, aber wenn jemand etwas davon verstand, dann konnte man sie auch lahmlegen.

Die Hand der Brasilianerin tastete nach dem Lichtschalter. Die Birne ging nicht an. Carminia zuckte zusammen.

Kein Strom – kein Alarm!

Da war etwas faul…

Sie sprang aus dem Bett, und trug nur einen halbdurchsichtigen Bikini. Die Südamerikanerin lief im Dunkeln auf ihre Zimmertür zu und huschte nach draußen. Rasch eilte sie die Treppe nach unten.

Was ging hier vor? Carminia Brado mußte es wissen und war klug genug, hinter einer mannshohen griechischen Vase Schutz zu suchen, als zwei dunkle Gestalten die breite Marmortreppe emporkamen.

Carminia schluckte und hielt den Atem an. Sie konnte nicht fassen, daß die Bilder Wirklichkeit waren, die sie sah.

Zwei Männer schleppten den schweren, mit einem roten Tuch eingeschlagenen Spiegel der Kiuna Macgullyghosh die Treppe hoch.

Zwei Diebe, die genau wußten, was es mit diesem Spiegel auf sich hatte.

Die Brasilianerin verfolgte mit unruhigem Blick das Geschehen. Die Terrassentür stand weit offen. Die Männer waren durch den Garten gekommen.

Dies alles war so leise über die Bühne gegangen, daß sie nichts davon bemerkt hatte.

Sie mußte sofort etwas unternehmen. Die Diebe durften mit ihrer Beute nicht entkommen.

Sie blickte sich um. An der Wand hinter ihr hing eine alte, doppelläufige Flinte als Zierde. Die Waffe war unbenutzbar und nicht geladen. Aber das wußten die Eindringlinge nicht.

Carminias Plan stand fest.

Sie nahm sich vor, sehr geschickt zu Werke zu gehen um nichts zu vermasseln. Doch sie bewegte sich in ihrer Erregung zu schnell. Mit dem Arm stieß sie gegen die hohe Vase.

Es hallte dumpf durch das große Zimmer, als hätte jemand einen Gong geschlagen.

Die beiden Diebe warfen die Köpfe herum. Der eine erblickte die grazile Gestalt in der dunklen Ecke.

Carminia griff nach dem Gewehr. Es löste sich nicht gleich vom Haken, und dies wurde ihr zum Schicksal.

Der eine Dieb setzte den Spiegel ab. Diese Reaktion kam selbst für seinen Komplicen zu plötzlich.

»Das Glas! Bist du verrückt. Mann!« Er stolperte. Der schwere Spiegel schlug mit der Rückseite gegen ihn.

Er konnte ihn auffangen und verhindern, daß der Spiegel zersplitterte.

Mit einem schnellen Sprung war der wendige, drahtige Mann vor Carminia Brado. Die Brasilianerin stieß ihre Faust noch vor, um den Mann zurückzuschlagen. Doch der griff ihr Handgelenk und schleuderte die junge Frau herum. Carminias Körper schlug gegen die Wand. Ehe sie sich versah, riß der Angreifer das Gewehr mitsamt dem Haken aus der Wand. Der Gewehrkolben wischte durch die Luft.

Es krachte.

Carminia wurde voll getroffen. Ein einziger Schlag genügte. Die grazile Südamerikanerin brach zusammen. Schlaff rutschte sie an der Wand herab.

Der dunkelhaarige Schläger musterte sie.

»Mach schon!« zischte der andere, der den schweren Spiegel hielt.

»Schade, sie sieht gut aus. Wäre gerade richtig zum Vernaschen.« Der erste Gauner blickte auf die schlanken, wohlgeformten Beine.

»Mach’ keinen Unsinn! Denk an unseren Auftrag! Der bringt ’ne anständige Stange Geld. Damit kannst du dir jedes Weib leisten. Jetzt komm, wir müssen verschwinden, glotz dir die Augen nicht an der Kleinen aus!«

Sein Kumpan lachte leise. Sie sahen sich beide ziemlich ähnlich und konnten Brüder sein. Sie stammten aus einem kleinen italienischen Grenzdorf schmuggelten, bestahlen Touristen und schlugen sich auf anderer Leute Kosten durchs Leben. Sie stahlen auf eigene Rechnung und führten auch Aufträge durch!

Diesmal hatte es sich in Genf für sie gelohnt. Ihr Auftraggeber war ein unbekannter Mann, der sich für einen alten Spiegel interessierte. Dieser Mann hatte ihnen genau die Lage des Gebäudes und die Installationen der Alarmanlage angeben können. Sie hatten das stromführende Kabel durchgeschnitten und waren in den Luxusbungalow eingedrungen.

Unbemerkt verluden sie nun den erbeuteten Spiegel, von dem sie nicht ahnten, was für eine Bedeutung er wirklich hatte, in einen bereitstehenden Tieflader, der mit einer Zeltplane versehen war.

Der Wagen startete.

Ein Weg von rund 150 Kilometern lag vor ihnen. Sie verließen Genf und fuhren immer am See entlang. Ihr Ziel war der Thuner See. Hinter Guntern wartete in einer aufgegebenen Poststation ein Mann, der es kaum erwarten konnte, den Spiegel zu erhalten.

*

Henry Burger war wieder eingenickt. Die Ärzte ließen ihn schlafen. Es würde eine lange Nacht werden, aber keinen drängte es danach, nach Hause zu gehen.

Sie verhielten sich ruhig, niemand sprach ein Wort.

Wenn Burger wieder zu sich kam, wie würde er auf die Anwesenheit jener Frau reagieren, die er vor zweiunddreißig Jahren zum letzten Mal gesehen hatte?

Würde er sich an sie erinnern?

Es war ein großes Experiment, denn die Begegnung mit Judith Midland, die ein einschneidendes Erlebnis in seinem Dasein gewesen war, würde möglicherweise seine Erinnerung auffrischen und Dinge hervorlocken, die seinerzeit bedeutungsvoll gewesen waren.

Aber man mußte gerade damit auch vorsichtig sein.

Henry Burger war ein junger Mann. Er hatte sich seit damals nicht verändert. Judith Midland aber war zweiunddreißig Jahre älter geworden. Eine sechzigjährige Frau würde ihm also gegenüberstehen.

*

Judith Midland kam, und die Ärzte begrüßten die Frau, die bereit gewesen war, auf Harry Blights Drängen hin eine solche Reise zu unternehmen, vor der Tür zum Krankenzimmer.

Der Chefarzt wies sie auf die besondere Situation hin. Aber sie wußte schon Bescheid. Harry Blight hatte ihr Bilder des Mannes gezeigt, der vor drei Jahrzehnten in einen todesähnlichen Schlaf gefallen war.

Judith Midland war eine charmante Frau mit dunklen, tiefliegenden Augen und einem vollen Mund. In ihren jungen Jahren war sie sicher sehr attraktiv gewesen. Noch jetzt schienen ihre Beine glatt und gutgeformt. In den Hüften war sie breiter geworden, und sie ging ein wenig gebeugt, obwohl sie sich bemühte, es zu verbergen. Sie war offensichtlich mit einem Rückenleiden behaftet.

»Ich hätte nie geglaubt, ihn noch mal wiederzusehen«, erklärte sie. »Es ging damals alles sehr schnell mit uns. Er wollte mit Gewalt in dieses Haus. Ich warnte ihn davor. Doch er hörte nicht auf mich, obwohl ich ihm drohte, mich von ihm zu trennen. Es gab damals

jemand, der mich sehr mochte. Als Henry fuhr, machte ich meine Drohung wahr. Ich ging zu George. Damals hatte ich nur einen Gedanken: wenn ihm seine Geisterjägerei lieber ist als ich, dann ist es gut gar nicht erst mit ihm verheiratet zu sein. Ich würde dann als zukünftige Misses Burger mehr allein zu Hause sitzen und auf meinen Mann warten, der irgendwelche verfallenen Gebäude untersuchte oder sich bei Familien herumtrieb, von denen behauptet wurde, daß in ihren Häusern Gespenster umgehen oder Dämonen hausen. Ich schloß mich George an. Der plante damals gerade einen Europatrip und fragte mich, ob ich mitgehen wolle. Ich ging mit. Einfach so. Aus einem Trip wurde ein Aufenthalt von über drei Jahrzehnten. George bewarb sich in Liverpool als Lehrer und fand eine Stelle. Wir blieben, und ich wurde Georges Frau. Aus Judith Midland wurde Judith Sheffel. Ich habe nie erfahren, was aus Henry geworden war, bis zu der Stunde, als Mister Blight mich ausfindig machte. Ist es denn wahr, daß Henry noch genauso aussieht wie vor zweiunddreißig Jahren? Ist das Bild, das Mister Blight mir vorlegte, wirklich erst vor kurzem aufgenommen worden?«

Ihre Blicke irrten von einem zum anderen.

Dr. Matthew nickte. »Er hat sich in dem todesähnlichen Schlaf nicht verändert, ist nicht gealtert. Solche Phänomene hat man schon des öfteren beobachtet.«

»Ich kann das nicht glauben.«

»Sie werden ihn gleich sehen. Sprechen Sie ihn vorsichtig an! Zuvor aber möchten wir ihn noch auf diese Begegnung vorbereiten. Er weiß noch nichts davon, daß er so lange abwesend war. Raum und Zeit scheint für ihn nicht mehr zu existieren. Für ihn ist es so, als ob er eingeschlafen sei und nun wieder erwache. Für ihn ist eine einzige lange Nacht vergangen.«

»Schrecklich!« Judith Sheffel schüttelte sich.

Sie kamen überein, daß die beiden Ärzte zuerst das Krankenzimmer betraten, um zu sehen, wie und ob Burger ansprechbar war. Und sie wollten ihn vorbereiten und ihm erklären, daß seit dem Tag seines Unfalls mehr als dreißig Jahre vergangen waren.

Björn nutzte die Zeit an Mrs. Sheffel einige Fragen zu stellen, die ihn beschäftigten.

Er weihte sie in das bisher geführte Gespräch mit Henry Burger ein.

»Können Sie sich noch daran erinnern, warum er so großen Wert darauf legte, in jener Nacht, als der Unfall geschah, das Haus zu besichtigen? Hat er mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Ja. Er wollte den Spiegel näher in Augenschein nehmen. Ihm war zu Ohren gekommen, daß die Menschen in jenem Haus eindeutig

gesehen hätten, wie sich furchteinflößende, dämonische Gesichter im Spiegel zeigten. Henry scherzte noch darüber und sagte, er hoffe, daß die Bewohner des Hauses nicht so aussähen, daß sie vor ihrem eigenen Anblick erschrecken müßten. Ich glaube, damit wollte er mich beruhigen. Ich kannte nämlich seine Theorie. Er war fest überzeugt davon, daß die diesseitige, sichtbare Welt von einer anderen unsichtbaren umhüllt oder überlagert war, oder wie immer er das ausdrückte. Von dort würden seit Anbeginn der Menschheit Gefahren in die diesseitige Welt getragen werden. Es müsse bestimmte Stellen in dieser Welt geben, an denen die Wand zwischen den Dimensionen besonders durchlässig sei oder durchlässig gemacht werden könne. Er könne sich beispielsweise nicht vorstellen, daß die Geschichten von Geistern und Dämonen, die überall in der Welt kursierten, auf reine Erfindung zurückgingen. Irgend etwas müsse doch gewesen sein, wenn Menschen darüber berichteten, wenn sie davon wußten.«

»Haben Sie ihm geglaubt?«

»Ich muß zugeben, daß es oft schwer war, seinen Gedanken zu folgen. Aber was er sagte, hörte sich zumindest logisch an.«

»Ich glaube. Henry Burger hat die jenseitige Welt tatsächlich gesehen. Er hat von Dwylup gesprochen. Haben Sie diesen Namen in irgendeinem Zusammenhang schon mal gehört. Misses Sheffel?«

»Dwylup? Nein, nicht daß ich wüßte. Was soll das sein?«

»Das weiß offenbar nur Henry Burger. Er hat eine Nachricht für uns, davon bin ich überzeugt. Aber aus den Fragmenten läßt sich noch kein Bild zusammensetzen. Noch eine Frage, Misses Sheffel.«

»Ja, bitte?«

»Ist Ihnen ein Mann namens Peter Fuerli ein Begriff?«

Sie dachte nach. »Nein, ich höre diesen Namen zum ersten Mal.«

»Henry Burger aber muß sehr viel über ihn wissen, und es sieht so aus, als sorge er sich um ihn. Wenn er ihn früher nicht kannte, muß er ihn während seines langen Schlafes kennengelernt oder etwas über sein Schicksal in Erfahrung gebracht haben.«

Judith Sheffel blickte den großen blonden Mann an, dessen sympathische Art ihr gefiel.

»Das Leben und der Tod, Misses Sheffel, sind die beiden großen Geheimnisse dieser Welt, die sich bisher jeder Enträtselung entzogen haben. Vielleicht kann Henry Burger etwas über dieses Geheimnis aussagen.«

*

Der Chefarzt winkte sie herein.

Langsam, als würde sie von einer unsichtbaren Hand geschoben, betrat Judith Sheffel das Krankenzimmer.

Sie hielt den Atem an.

Sie sah Henry Burger. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Wangenmuskeln zuckten.

Burger atmete flach und hielt seine Augen geschlossen.

»Er sieht so aus, wie er mich verließ«, sagte die Frau stockend, die den Freund wiedersah, der dem Alter nach nun ihr Sohn sein konnte. Für ihn war die Zeit stehengeblieben, für Judith Sheffel geborene Midland war sie vergangen.

Was mochte jetzt in dieser Frau vorgehen?

Erinnerungen wurden wach. Gemeinsame Stunden, Gespräche. Für Burger schienen sie gestern stattgefunden zu haben – für Judith Sheffel waren sie bereits weit zurückliegende Vergangenheit.

Matthew erklärte, daß sie versucht hätten, Burger anzusprechen. Er hatte auch reagiert, aber die Tatsache, die man ihm klarzumachen versuchte, daß er drei Jahrzehnte lang geschlafen hatte, war nicht bis in sein Bewußtsein gedrungen.

»Eine vertraute Stimme könnte Wunder bewirken«, meinte Stephenson, der Psychologe, ein schweigsamer Mann, der viel mehr beobachtete, registrierte und sich Gedanken machte, als es den Eindruck erweckte. »Lassen Sie sich zunächst nicht sehen! Sprechen Sie ihn leise an!«

Judith Sheffel nickte. Sie setzte sich neben das Kopfende, wo man ihr einen Stuhl bereitgestellt hatte, legte ihre Handtasche auf den Schoß und sagte leise: »Henry?«

Alle lauschten.

Zuckte er nicht zusammen? Er hielt den Atem an und schien in sich hineinzulauschen, als käme die Stimme aus seinem Innern.

»Henry?«

»Judith?« kam es tonlos über seine trockenen Lippen. »Du…« Ein Lächeln, die Augen geschlossen. Hinter den Lidern zuckte es, als nähme er Bilder wahr, als träume er. »Verzeih – du hattest recht – ich hätte nicht wegfahren sollen – aber nun bin ich zurückgekommen – es geht mir gut, ich habe keine Schmerzen mehr.«

»Wie ist es passiert, Henry?«

»Plötzlich tauchte der Wagen vor mir auf – der Fahrer muß verrückt sein – diese Geschwindigkeit – er ist zu weit links – ich reiße das Steuer herum – da höre ich es auch schon krachen. Aus, denke ich – aber ich bin nicht tot – ich bin in Dwylup, der Monsterstadt! Judith, du wolltest es nie wahrhaben, aber es ist so, wie ich immer sagte: Es existiert ein Loch in unserer Dimension, wir können es passieren. Mit unserem Geist – und mit unserem Körper.«

Seine Finger zuckten, und seine Hand rutschte über die Bettdecke, als suche er etwas.

Mechanisch schob Judith Sheffel ihre Hand nach vorn, legte die

ihre auf seine und preßte sie leicht.

»Es wird alles gut werden, Henry«, sagte sie leise. Sie mußte sich bemühen, ihrer Stimme Klang und Farbe zu geben.

»Die Welt ist bedroht – ich fühle es – seit ich in Dwylup war, weiß ich, daß jederzeit etwas geschehen kann, was durch menschliche Unzulänglichkeit hervorgerufen wird. Die Gesichter im Spiegel – kamen von hinten, Judith! Die Geschöpfe aus Dwylup warten nur darauf, die Mauer zerbrechen zu können, die sie noch von uns trennt. Sie haben mich nicht wahrgenommen. Ich war für sie nicht existent, obwohl ich ihre Welt in allen Details gesehen habe. Die Höhle mit dem Fischmaul ist ihre große Versuchanlage. Sie experimentieren mit Menschen, weil sie sein wollen wie wir.«

Sein Atem ging schneller.

»Geh niemals in das Haus, Judith!« Nun schien er wieder verworren zu sein. »Meide den Spiegel! Sie müssen geahnt haben, daß ich bereit war, ihn zu zerstören – deshalb vielleicht der Unfall?«

Er hatte seine eigenen Gedanken darüber angestellt.

Er atmete tief durch und seufzte.

Im gleichen Augenblick sahen es alle.

Es ging – im wahrsten Sinn des Wortes von einem Atemzug zum anderen.

Henry Burger hatte sich verändert. Er war in dieser Sekunde um mindestens zehn Jahre älter geworden.

*

Diese Nacht im St. Elna Hospital in Baltimore hatte es in sich.

Seit dem Erwachen Henry Burgers ging es Schlag auf Schlag.

Der plötzliche Alterungsprozeß schreckte sie alle auf und zeigte ihnen, daß die Natur doch nicht zu überlisten war.

Offensichtlich holte sich das nach, was während des todesähnlichen Schlafs gebremst worden war: der Alterungsprozeß.

Dieser Prozeß schwächte den Organismus Henry Burgers, und er fiel wieder in tiefe Bewußtlosigkeit.

Die Schwester pochte an die Tür. Björn Hellmark wurde am Telefon verlangt, und Björn sprach kurz darauf mit Carminia, die aus ihrer Ohnmacht erwacht war und sich sofort mit ihm in Verbindung setzte.

Sie schilderte ihm den Vorfall.

»Ich komme sofort«, sagte Björn.

Er hatte die Gabe, an zwei Orten zur gleichen Zeit sein zu können.

Er verdoppelte sich.

Tausende von Meilen entfernt materialisierte sein Doppelkörper. Das Ebenbild Björn Hellmarks erstand in unmittelbarer Nähe neben

der telefonierenden Carminia Brado in Genf.

Macabros war da. Er war weder durch das Fenster gekommen noch durch die Tür, noch durch die Wände.

Er war einfach da!

*

»Nun erzähl' mir alles in Ruhe«, sagte er leise.

Die Brasilianerin ließ den Telefonhörer sinken und wandte sich um. Sie war nicht erschrocken. Im Hause Hellmarks hatte sie sich daran gewöhnt, mit übersinnlichen Dingen konfrontiert zu werden.

»Björn«, sagte sie und fiel ihm um den Hals, obwohl sie genau wußte, daß dies nicht Björn, sondern nur sein Doppel war. Aber da gab es keinen Unterschied in der Erscheinung, in der Art, wie er sich gab.

Macabros ging mit ihr in den Keller hinab. Die Stelle, wo der Spiegel gestanden hatte, war leer.

Macabros entdeckte auch, auf welche Weise die beiden Unbekannten in den Bungalow gekommen waren. Das durchgeschnittene Elektrokabel sprach für sich.

Wer steckte hinter dem Spiegeldiebstahl? Nur jemand, der genau wußte, was man damit anfangen konnte, nur jemand, der genau wußte, daß er nicht anwesend war, steckte dahinter.

Die Welt der Dämonen? Molochos, Fürst der bösen Mächte?

Er hatte keine andere Erklärung dafür.

»Sie waren beide nicht sehr groß«, beschrieb Carminia die Einbrecher. »Vielleicht einsfünfundsechzig. Stämmig, untersetzt. Italiener, würde ich sagen. Was geht hier vor, Björn?«

Macabros zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, aber ich fange an, mich zu fragen, ob die Begegnung mit Henry Burger nicht vielleicht zum rechten Zeitpunkt erfolgte. In seinem Leben spielte ein geheimnisvoller Spiegel eine große Rolle.«

»Da interessiert dich vielleicht auch das, was gestern in der 'Weltwoche' stand.«

Die Brasilianerin, mit der Björn zusammenlebte, lief leichtfüßig zur Kommode im Flur, wo die Tageszeitungen von gestern und vorgestern lagen, die Hellmark noch nicht gelesen hatte.

Ein Artikel darin war rot angekreuzt.

»Lies«, sagte Carminia, und Macabros las.

Der Artikel handelte vom seltsamen und rätselhaften Tod des Enio Merkel in der Nähe von Oberhofen, der als Skelett vor einem zertrümmerten, mannshohen Spiegel in einem düsteren Kellerraum gefunden worden war.

Macabros' Miene wurde ernst.

Merkels Spiegel war unbrauchbar geworden. Der Mann war gestorben, weil er mit einem Geheimnis konfrontiert wurde, das sein Geist, sein Psyche und sein Körper nicht verkrafteten.

Die Polizei stand vor einem Rätsel, denn es gab Stimmen, die behaupteten, Enio Merkel noch drei Tage vor dem gräßlichen Fund gesehen zu haben. Innerhalb von drei Tagen aber verfällt niemand zu einem Skelett, es sei denn, besondere Bedingungen hätten eingewirkt.

Im Artikel stand ein Satz, der wie eine Bombe einschlug.

»... in diesem Zusammenhang wird man an den rätselhaften Fall des Peter Fuerli erinnert, der vor drei Jahren Schlagzeilen machte und nie geklärt werden konnte. Gibt es eine neue, unerklärliche Krankheit? Geht ein Mörder um, der sich eines neuartigen Giftes, vielleicht einer Säure, bedient, um seine Opfer zu ermorden? Wir wissen es nicht. Wir alle sind aufgefordert, die Augen offenzuhalten. Die Polizei ist auf die Mitarbeit jedes einzelnen Bürgers angewiesen und bittet besonders darum, ungewöhnliche Vorfälle sofort zu melden. Auch werden die Personen aufgefordert sich zu melden, die Enio Merkel und Peter Fuerli gut kannten. Es gibt Hinweise, die darauf schließen lassen, daß Merkel und Fuerli miteinander verkehrten. Besteht hier ein Zusammenhang, der von Bedeutung sein könnte?«

Und – bestand ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Toten und den Beobachtungen und Visionen Henry Burgers?

Dieser Mann hatte garantiert nicht die Zeitung gestern gelesen.

*

Der hagere Mann mit den dunklen Augen öffnete ihnen die Tür.

Es war Vormittag. Die Luft war klar und warm.

»Wir haben ihn«, sagte der eine Italiener.

»Bringt ihn hier herein!« Er zeigte ihnen genau die Stelle, wo er den Spiegel aufgestellt haben wollte.

In dem betreffenden Zimmer war es düster. Schwach drang das Tageslicht durch die Ritzen des Fensterladens.

An der Wand war eine Kreideskizze zu erkennen, als hätte dort jemand berechnet, wo der Spiegel sein mußte.

Er paßte genau in den Kreiderahmen. Der Auftraggeber war zufrieden. Mit triumphierendem Lächeln um die Lippen tastete er den Spiegel ab und legte den schweren roten Vorhang auf die Seite.

»Sie müssen ihn nur noch ein bißchen putzen«, scherzte der eine der Brüder, »dann ist er wieder wie neu.«

Sie warteten auf etwas.

Aber das trat nicht ein. Der Auftraggeber schien vergessen zu haben, daß er ihnen noch die Restrate schuldig war.

»Wir wollen wieder gehen«, sagte der gleiche Sprecher. Er fuhr

sich durch sein dichtes, schwarzes Haar. Er war ein richtiger Schlägertyp mit brutalem Gesicht und einer Boxernase, die davon zeugte, daß sie schon des öfteren Bekanntschaft mit einer Faust gemacht hatte.

»Ah, ja, richtig. Sie bekommen noch Geld von mir.« Der Hagere nickte, ohne den Kopf zu wenden. »Ich habe Sie nicht vergessen, meine Herren. Ich wollte mich nur vergewissern, ob es sich auch wirklich um jenes Exemplar handelt, das ich gesucht habe.«

»Wir haben uns an die Abmachungen gehalten.«

»Na, wunderbar. Dann folgen Sie mir bitte.« Der Hagere mit den tiefliegenden Augen und dem harten Zug um die Lippen, machte einfach einen Schritt nach vorn.

Die beiden Diebe sahen, wie ihr Auftraggeber durch den Spiegel ging – und verschwand, als hätte es ihn nie geben.

*

»Halt!« Der jüngere der Brüder warf sich nach vorn. Seine Fingerspitzen berührten den Spiegel, aber er fühlte nicht das kühle Glas wie erwartet. Seine Fingerspitzen tauchten ein wie in einer Wasserwand. Der zweite Italiener sah seinen Bruder wie den Auftraggeber in der Wand verschwinden.

Hexenspuk?!

Etwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu.

Hinter dem Spiegel war doch die Wand und…

»Lino!« brüllte der Ältere und blickte sich gehetzt um.

Keine Spur mehr von seinem Bruder.

Er wich zurück und wagte nicht, auf den verfluchten Spiegel zuzugehen, der Menschen in Nichts auflöste.

Sein einfacher Verstand kam mit den Dingen nicht zurecht.

Sie waren einem Hexenmeister in die Falle gegangen.

Nichts wie raus hier!

Er wirbelte um seine eigene Achse, aber er kam nicht einen einzigen Schritt weiter.

Zwei graublonde, schuppige Hände stießen ihn an.

Der Italiener taumelte. Da war noch jemand!

Er riß den Kopf in die Höhe – und erhielt im gleichen Augenblick einen Kinnhaken, der ihn zurückwarf.

Der Kopf des Diebs wurde in den Nacken gerissen.

Der Mann taumelte und schüttelte sich. Er sah noch die Gestalt vor sich und glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

»Aber…«, stotterte er. »Maronne – Menschenskind, Luigi Maronne – Diavolo – warum verpaßt du mir dieses Ding?!«

*

Er dachte noch darüber nach, was Luigi Maronne hier zu suchen hatte, als die Welt um ihn herum sich veränderte.

Ein Schleier fiel vor seine Augen. Er begriff noch, daß er genau gegen den Spiegel gefallen war, daß es aber da nichts gab, was ihn hätte aufhalten können.

Kein Spiegelglas, keine Zimmerwand. Ein dunkles, saugendes Loch nahm ihn auf.

Die Luft rauschte in seinen Ohren. Heiße, trockene Luft.

Er taumelte und fiel gegen eine Mauer.

Seine Augen weiteten sich.

»Mama mia«, gurgelte er. Er griff an den obersten Knopf seines Kragens und öffnete ihn.

Eine schmale, unheimlich wirkende, verwinkelte Gasse lag vor ihm.

Lehmbraune, kastenartige Häuser mit dunklen Fenstern die wie Löcher wirkten. Zahllose Totenschädel klebten an der Hausfassade und bedeckten fast völlig die braune Wand.

Eine trostlose, seltsame, unheimlich stimmende Welt! Drückende Hitze, die das Atmen zur Qual machte.

Ein Traum, gellte es durch das Hirn des Spiegeldiebs.

Solche Bilder paßten dorthin.

Die Gasse war braun, bedeckt von heißem, trockenem Staub.

Am Rande der Gasse standen kahle, seltsam geformte Bäume, die wie überdimensionale Knochen aus der Erde ragten. Daran hingen feinere Knochen, wie skelettierte Hände, wie ein Gerippe. Bizarre, versteinerte Pflanzen, die unter der Hitze dampften und leise, knackende Geräusche wiesen darauf hin, daß sie sich unter der Hitze dehnten, daß das knöcherne Material arbeitete.

Der Italiener preßte die Augen zusammen und wischte sich über sein schweißtriefendes Gesicht.

Das war die Hölle! Diese Hitze, der glühende, wolkenlose Himmel… Alles in unwirklichen, unfaßbaren, bedrückenden Farben. Keine Freundlichkeit…

Ein Gedanke kam ihm.

Der Spiegel war kein Spiegel, sondern das Tor zur Hölle.

Und er brauchte sich nur umzudrehen, um…

Das tat er. Mit zitternden Händen klopfte er die rauhe, rissige Mauer ab, welche seinem Empfinden nach die Rückwand des magischen Spiegels bildete.

Er drückte hart dagegen. Nichts! Die Umgebung blieb. Er konnte den Spiegel von der anderen Seite nicht durchbrechen.

»Warum diese Anstrengung?« fragte da eine spöttische Stimme

hinter ihm. Er wirbelte herum. Ihr Auftraggeber, der sich mit einem langen, ihnen unverständlichen Namen vorgestellt hatte, stand vor ihm.

Der Mann mit den schmalen Lippen und den buschigen Augenbrauen löste sich aus dem harten Schatten des an ein überdimensionales, bizarres Knochengerippe erinnernden Baumes und kam auf ihn zu. Der heiße Staub zu seinen Füßen wirbelte auf. »Es nützt dir nichts. Du mußt hierbleiben. Das habe ich meinen Freunden versprochen.« Er lachte leise, und es lief dem Italiener trotz der Hitze eiskalt über den Rücken. Aber diese Kälte fühlte er nicht nur äußerlich. Sie bohrte sich tief in seine Eingeweide, seine Lungen und sein Herz, daß er glaubte, von innen heraus zu Eis zu werden.

Die Gefühlsskala, die er durchmachte, paßte sich diesen extremen Temperaturunterschieden an, und er war sicher, die Grenze erreicht zu haben, da ein Mensch den Verstand verlieren mußte.

»Warum… bin ich hier? Wie komme ich hierher? Wo ist Lino, mein Bruder?«

»Du bist von selbst gekommen«, beantwortete der Mann aus der Poststation die zweite Frage zuerst. »Du bist hier, weil ich es so will, und der andere geht bereits den Weg, den auch du gehen wirst.«

Mit diesen Worten deutete er nach vorn.

Der schwitzende Italiener, der sein Herz wie einen Eisklumpen in seiner Brüst empfand, folgte mit seinem Blick der ausgestreckten Hand. Im Dunst und dem Staub der Straße erblickte er in der Ferne zwei dunkle Gestalten, die in etwa die Farbe der bizarren Knochenbäume hatten.

Die Geschöpfe waren plump und wirkten echsenhaft. Ihre langen Schädel hielten sie gesenkt, und zwischen sich trugen sie eine nackte menschliche Gestalt.

»Lino?« gurgelte er.

»Ja«, sagte der andere.

»Aber warum… was haben sie mit ihm vor?«

Ein teuflisches Lachen. »Sie wollen so sein – wie er.«

»Wie… er?«

Er stierte nach vorn. Die echsenartigen Geschöpfe, die wie Menschen auf zwei Beinen liefen, verschwanden in einer Seitengasse.

Die Muskeln des Beobachters spannten sich. Er wollte sich an der braunen Mauer abstoßen und dem Kerl an den Hals springen, der dies alles hier angezettelt hatte und der genau wissen mußte, was sich hier abspielte und wie die Dinge zusammenhingen.

Ihn mußte er vernichten. Mit diesem Mann hatte das Unheil begonnen.

Aber hoch während sich seine Muskeln und Sehnen spannten, griff eine Hand nach ihm.

Mit Entsetzen in den Augen sah der Italiener, daß die Finger lang und spitz waren und blau wie Stahl.

Ruckartig flog sein Kopf herum.

Ein Monster, wie ein kranker Geist sich es nicht schlimmer ausdenken konnte, stand vor ihm.

Das schreckliche Wesen glich jenen, die seinen Bruder weggeschleppt hatten.

Er war unfähig zu schreien und sich zu bewegen, geschweige denn, eine Abwehrreaktion einzuleiten. Er war wie paralysiert.

Er erbebte. Der Anblick war so furchtbar, daß er glaubte, ihn nicht ertragen zu können. Aber er hatte ein starkes Herz, es setzte nicht aus.

Er wurde gepackt und vom Boden emporgerissen. Die Kräfte seines Gegners überstiegen menschliche Muskelkraft.

Der Italiener lag wie ein Kind auf den Armen des Unheimlichen, der sich wortlos in Bewegung setzte.

»Helfen Sie mir, so helfen… Sie mir doch!« stöhnte der Überwundene mit zitternder Stimme. Der Mann, dem diese Worte galten, blickte ihn mit eisigen Augen an.

In diesem Herzen existierte kein Mitleid, keine menschlichen Gefühle.

Dieser Mann, der sich Luigi Maronne als Pialla-Dumont-Jenkins ausgegeben hatte, war ein Schwarzer Priester, ein Unsterblicher, der wie Ahasver unter den Menschen wandelte und der seine große Stunde gekommen sah.

*

Ohne sich von der Stelle zu rühren, blickte er dem Gefangenen nach.

Der zweite Dieb wurde wie sein Bruder durch die enge, stickige Gasse getragen.

Emilio Pintura erblickte viele der unheimlichen Bewohner dieser Welt.

Sie standen wie Menschen in Gruppen zusammen. Dumpfe, gurgelnde Laute zeugten davon, daß sie miteinander sprachen. Blicke aus Glupschaugen verfolgten ihn, und er sah, wie sich vier Monster in Richtung der Wand in Bewegung setzten, durch die er gekommen war.

Sie waren alle gleich, und er war sicher, daß sie geschlechtslos waren. Es gab keine Unterschiede in Größe und Form, in ihrem Aussehen. Es gab keine im Greisen- und keine im Kindesalter.

Nur seine Augen schienen zu leben, und er zermarterte sich das Gehirn, wie das hier alles zustande kam und ob es vielleicht doch nur ein furchtbarer Alptraum sein könne.

Er blickte den Davongehenden nach und sah, daß sie gemeinsam

mit Pialla-Dumont-Jenkins auf die braune, rissige Wand zugingen, die einen Moment lang durchlässig gewesen sein mußte.

Der Schwarze Priester ließ die Ungeheuer passieren.

»Kommt, meine Freunde«, sagte er, und Pintura hörte die Stimme so deutlich, als stünde der Hagere direkt neben ihm. »Ihr könnt das Tor passieren. Der Weg von Dwylup in die andere Welt ist frei. Ihr werdet euch dort wohl fühlen.«

Pintura sah mit schreckgeweiteten Augen den ersten Unheimlichen in die Wand eintauchen.

Der Weg, den er gesucht hatte, war wieder frei.

Der Gedanke daran, einem furchtbaren Schicksal zu entfliehen, erfüllte ihn mit ungeheurer Kraft.

Er riß seine Rechte empor und knallte sie dem Monster genau zwischen die Augen.

Es krachte dumpf. Der Koloß blieb benommen stehen. Ein zweiter Schlag folgte. Pintura wußte selbst nicht, woher er die Kräfte nahm. Er handelte, ohne darüber nachzudenken. Der Kopf des Ungetüms flog zurück, und ein dumpfer, schrecklicher Laut entrann den rauhen, aufgeworfenen Lippen.

Pintura gab sich einen Ruck, als er merkte, daß der Zugriff sich lockerte. Er nutzte das Überraschungsmoment voll zu seinen Gunsten aus, rutschte zwischen den schuppigen Armen durch und landete auf dem heißen, staubigen Boden. Der Italiener warf sich sofort nach vorn.

Er torkelte mehr, als daß er lief.

Er sah, wie das dritte Monster wie durch Zauberei in der Wand verschwand. Dorthin mußte er, bevor ihm der Weg durch Gewalt wieder versperrt wurde.

Das vierte Monster! Und jetzt der Hagere… Er drehte sich nicht mal um und hatte nicht registriert, daß es dem Opfer gelungen war, sich unter Mobilisierung aller Kräfte freizukämpfen.

Pintura lief der Schweiß aus allen Poren. Alles um ihn herum war in Bewegung geraten. Der bernsteinfarben glühende Himmel, die heiße, flirrende Luft, die Häuser. Die unzähligen Totenschädel, die wie zur Verzierung auf den Außenwänden klebten, grinsten ihn höhnisch an.

Die heiße Luft spielte auf den blanken Ästen der knochenförmigen Bäume, Spinngewebe wehte durch die Luft, legte sich auf sein Gesicht und klebte in seinen Haaren.

Die Umgebung war wie ein Karussell. Sein Herz pumpte und holte das letzte aus dem Körper heraus. Er hatte das Gefühl, wie von Sinnen durch die enge, staubige Gasse zu rennen und doch nur mühsam Schritt für Schritt vorwärts zu kommen.

Also doch ein Alptraum! Da war es genauso. Man rannte und

rannte wie von Furien gehetzt vor einer schrecklichen Gefahr davon – und trat in Wirklichkeit auf der Stelle. Und wenn die Gefahr einen Höhepunkt erreichte und es keinen Ausweg mehr gab – dann erwachte man grundsätzlich.

Dieses Erwachen blieb aus…

Der Hagere verschwand von der Bildfläche.

Pintura war nur noch eine Armlänge von der Wand entfernt. Er stolperte nach vorn. Die Hände ausgestreckt.

Jetzt der Widerstand – aber da kam keiner. Er tauchte in die braune Wand ein. Wie ein Sog packte es ihn. Er wurde nach vorn gerissen.

Ein kühler Luftzug streifte sein Gesicht.

Schlagartig war die Helligkeit weg. Dunkelheit…

Die Umgebung von vorhin, das Zimmer in der Poststation, wo sie den magischen Spiegel abgeliefert hatten…

Die unheimlichen Monster bildeten einen Halbkreis, und in den lief er hinein. Sein Hirn erfaßte das Grauen nicht mehr im vollem Umfang.

Jetzt kam der Rückschlag.

Es erging ihm, wie es Peter Fuerli und Enio Merkel ergangen war.

Er machte nur einen einzigen Schritt über den Spiegel hinaus, und sein Geist verlöschte wie eine Kerzenflamme, weil sein gesamter Organismus von einer Sekunde zur anderen zerfiel.

Noch keiner war lebend aus Dwylup zurückgekehrt. Auch Pintura nicht.

Sein Knochengerippe brach klappernd vor den Füßen des Hageren zusammen.

*

Sie waren da. Aber noch wußte keiner etwas von ihnen. Die Monster verbargen sich in der alten Poststation.

Nur einer verließ das Haus. Kha, der Unheimliche, dessen Erscheinung Enio Merkel den Tod gebracht hatte.

Merkel war dem Ruf aus dem Jenseits gefolgt, hatte aber noch die Kraft gefunden umzukehren, als er die Gefühlssphäre der dämonischen Jenseitswelt erfaßte. Mit dem Schritt in das Diesseits hatte ihn der Tod ereilt.

Kha war dem Eindringling unmittelbar hinter der Spiegelwand begegnet – und hatte gemeinsam mit ihm den Sprung ins Diesseits geschafft. Doch dieser harte, unbeabsichtigte Übergang hatte zu Turbulenzen im feinen Gespinst zwischen der dritten und vierten Dimension geführt.

Kha suchte den Verbindungsmann auf. Molochos, den sie verehrten und anbeteten, hatte ihnen wichtige Informationen gegeben. Kha war

mit dem Schwarzen Priester in der alten Poststation zusammengetroffen, um nach der Zerstörung des wichtigen Spiegels einen neuen Weg zu finden, auch die anderen aus Dwylup zu holen.

Sie waren die auserwählte Rasse, die Angst und Tod verbreiten sollte. Ihr Kampf sollte sich in erster Linie gegen Björn Hellmark und seine Freunde richten, die Molochos und seinen Dämonen die Stirn boten.

Ein erster Erfolg gegen Hellmark war errungen. Sie besaßen den Spiegel, und der war genau an einem jener Fixpunkte angebracht, die das Tor nach Dwylup aufstießen.

Kha hatte die Rolle Luigi Maronnes übernommen. Das Monster war in der Gestalt des Killers nicht als Bewohner Dwylups zu erkennen.

Er steuerte den Fiat des Gauners aus Neapel, als hätte er sein ganzes Lieben lang nichts anderes getan.

Die Dinge waren in Fluß gekommen, nach den anfänglichen Schwierigkeiten und der Hektik schien nun alles planmäßig zu verlaufen. Pialla-Dumont-Jenkins, der Schwarze Priester, hatte die Dinge begradigt, die das Unternehmen beinahe noch hätten gefährden können. Kha hatte den Fehler gemacht und die Aufzeichnungen vergessen, die Enio Merkel in aller Ausführlichkeit anlegte und die schließlich Hoffner in die Hände gefallen waren.

Kyto, der das Böse verkörperte und sich an allem Bösen erfreute, kannte auch die Bösen dieser Welt, und so war es für ihn keine Schwierigkeit gewesen, einen Mann wie Luigi Maronne an Land zu ziehen.

Doch nun war dieser Luigi Maronne tot. An seiner Stelle existierte ein Ebenbild. Die Bewohner Dwylups hatten ein Sprichwort: »Wenn ich will, bin ich wie du.« Das konnten sie wörtlich nehmen. Vorausgesetzt, daß sie vorher – auf ihre Weise – mit dem Skelett desjenigen, der sie sein wollten, Bekanntschaft gemacht hatten.

Für Kha traf das zu.

Man sah ihm seine schreckliche Herkunft nicht mehr an. Das war gut so für das, was er zu erledigen hatte.

Er war auf der Fahrt nach Genf. Dort sollte er Hellmark, der nicht anwesend war, einen ersten Schlag versetzen. Carminia Brado war als Opfer auserkoren. Sie sollte nach Dwylup kommen.

*

Molochos' Dämonendiener und die Schwarzen Priester, wußten vieles, aber nicht alles. Björn Hellmark war ein Mann schneller Entscheidungen.

Mit seinem Zweitkörper, Macabros, hatte er versucht, die Spuren der Diebe aufzunehmen. Aber darin war er erfolglos gewesen. Er hatte

keine Vorstellung davon, wohin sich die Einbrecher wandten.

Hellmark löste Macabros auf und versprach Carminia, innerhalb von vierundzwanzig Stunden zurück zu sein, als Björn.

Wenn er Kräfte einsparen konnte, dann tat er das. Aus Erfahrung wußte er, daß es ihn enorm belastete, die Lebensenergien für seinen Original- und seinen Zweitkörper aufzubringen. Nur in besonders dringenden Fällen machte er Gebrauch davon.

Hellmark wäre gern in Baltimore geblieben, doch die Vorgänge in der Schweiz erfüllten ihn mit Sorge. Menschen waren gestorben, und niemand kannte den Grund. Rätselhafte Vorgänge aber zogen gerade ihn jedesmal wie magisch an, denn sie zeigten ihm, daß diese Welt anders war, als man allgemein glaubte.

Richard Patrick war eingeweiht, und es war gut, daß der Verleger der »Amazing Tales« sich weiterhin im St. Elna Hospital aufhielt, um die Vorgänge dort zu beobachten und Burger – falls er noch mal erwachen sollte – zu befragen, was es mit Dwylup auf sich hatte und mit Peter Fuerli, der etwas mit dieser Monsterstadt im Jenseits zu tun haben mußte.

Björn stopfte sich mit Informationen voll, soviel er nur kriegen konnte.

Etwas Neues kam hinzu: in einer kleinen Pension in Oberhofen war ein Mann tot aufgefunden worden. Auf den ersten Blick ein Raubmord. Alles an Wert fehlte.

Nichts schien dieser Vorgang zunächst mit dem Geschehen um Enio Merkel zu tun zu haben. Auf den zweiten Blick aber sah das schon ganz anders aus.

Frau Hoffner war vom Tod ihres Mannes unterrichtet worden und nach Oberhofen gekommen, um sich zu vergewissern, ob der Tote auch wirklich ihr Mann war. Im Gespräch mit der Kantonspolizei war geklärt worden, daß Hoffner und Merkel sowohl privat als auch geschäftlich miteinander verkehrten und daß ihr Mann auf Grund eines Briefes von Enio Merkel abgereist war.

Hoffner und Merkel kannten sich. Was stand in dem Brief?

Wenn Hoffner auf Grund des Briefes die weite Reise gemacht hatte, dann bedeutete dies, daß er etwas Bestimmtes erwartete.

In der Aussage von Frau Hoffner gab es Lücken.

Björn kannte die Worte, die er in der Zeitung gelesen hatte, auswendig. Irgend etwas verschwieg diese Frau.

Er mußte sie sprechen.

Sie hielt sich noch in der Pension Seeblick auf.

Von der Tochter des Besitzers, die den großen blonden Mann mit den markanten Zügen aus himmelblauen Augen vielversprechend musterte, erfuhr er, daß Frau Hoffner auf ihrem Zimmer weilte.

Björn drückte dem Mädchen eine Geldnote in die Hand. »Wenn Sie

es fertigbringen, daß ich sie sprechen kann, gebe ich Ihnen beim Abschied noch einen…«

»Einen Kuß?«

»Wenn Sie sich damit zufrieden gäben, ja«, entgegnete er lächelnd und sah sie an. Das etwa zwanzigjährige Mädchen war dunkelhaarig, hatte einen großen, sinnlichen Mund und Augen klar wie ein Bergsee. Sie steckte in einem hauteng anliegenden Pulli, der deutlich machte, daß sie es ablehnte, einen BH zu tragen. Der Rock war kurz und glockig geschnitten, und sie wirkte darin wie eine Puppe.

»Wir reden darüber«, lächelte sie bedeutungsvoll, und in ihrer dunklen Stimme schwang jener Unterton mit, der auch einem Schwerhörigen klarmachte, daß sie gewissen Dingen recht freizügig gegenüberstand und daß sie sich ihrer Wirkung voll bewußt war. »Ich poche mal an und frage, ob sie etwas gegen einen Besuch einzuwenden hätte.« Sie stülpte die Lippen nach vorn. »Von der Polizei kommen Sie auf alle Fälle nicht.« Über Menschenkenntnis schien sie auch zu verfügen. »Zeitung, tippe ich.«

»Könnte sein, aber ich will Frau Hoffner nicht belästigen. Ich versuche ihr zu helfen. Sagen Sie ihr das bitte! Mein Name ist Hellmark.«

Die Serviererin stieg die steile, hölzerne Treppe empor. Die schlanken Beine waren eine Augenweide.

Das Mädchen winkte eine Minute später vom höher gelegenen Treppenabsatz.

Hellmark ging nach oben.

»Zimmer dreiundzwanzig.« Ehe Björn sich versah, schlang sie die Arme um seinen Hals und preßte ihre heißen, vollen Lippen auf seinen Mund.

*

Lucy Hoffner war ganz in Schwarz gekleidet. Ihr Gesicht war bleich, man sah ihr an, daß sie viel geweint hatte. Aber sie war von jener Sorte Frau, die mit einem Schicksalsschlag fertig wurde und sich erstaunlich schnell mit einer neuen Situation abfand.

»Sie wollen mir helfen?« wunderte sie sich.

»Das kann ich nur, wenn ich die volle Wahrheit weiß.«

In ihren Augen blitzte es kurz auf. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich glaube, daß Sie den Herren von der Kantonspolizei etwas verschwiegen haben.« Er sagte es nicht arrogant, nicht vorwurfsvoll. Es war eine reine Feststellung.

»Sie bezichtigen mich der Lüge?«

»So weit möchte ich nicht gehen. Ich vermute. Sie haben einiges ausgelassen, aus Angst, vielleicht noch mehr Verwirrung zu stiften.«

»Können Sie Gedanken lesen?«

»Leider nein. Dann wäre manches einfacher. Ich bin möglicherweise der erste, der es gemerkt hat. Im Kommissariat wird man auch ganz schnell auf diesen Umstand stoßen. Aber dort sieht man den Vorfall noch in einem anderen Licht.«

»Und in welchem besonderen sehen Sie ihn?«

»Ihr Mann rief Sie noch mal an, um Ihnen zu sagen, daß er noch in Oberhofen bleiben wolle. Aus welchem Grund?«

»Eine geschäftliche Angelegenheit, ich weiß nicht. Er weihte mich nie in Einzelheiten ein.«

»Sie bleiben noch immer bei dem, was Sie auch der Polizei sagten. Dabei haben Sie das gar nicht nötig. Sie belasten niemand mehr, Frau Hoffner! Ihr Mann ist tot. Selbst wenn er noch vor der Polizei vom Tod seines Freundes Merkel wußte, braucht er nichts damit zu tun zu haben.« Er sah ihrem Gesicht an, daß er mit seinen Überlegungen richtig lag.

»Ihr Mann wurde ausgeraubt. Jemand muß ihn beobachtet haben, als er zum Haus Merkels ging. Vielleicht wollte der Mörder das gleiche wie Ihr Gatte – und er hat es sich schließlich auch geholt. Auf seine Weise.«

Sie schluckte. Diesem besonnenen Mann konnte man nichts vormachen.

»Was Sie verschweigen, kommt dem anderen, dem Mörder, zugute. Ich habe guten Grund zu der Annahme, daß Enio Merkel sich mit gefährlichen magischen Experimenten befaßte. Der Spiegel, den man gefunden hat, besitzt dabei eine besondere Bedeutung.«

»Es stimmt alles«, sagte sie plötzlich, »alles, was Sie sagen, Herr Hellmark.«

Sie erzählte von dem Buch, das Andreas Hoffner gefunden hatte, von den Umständen, die dazu führten, daß er sich vor der Polizei verbergen mußte. »Ich wollte nicht darüber sprechen. Aus Angst, unseren guten Ruf aufs Spiel zu setzen.«

»Es geht um Mord, Frau Hoffner! Vielleicht um mehr…«

»Ich weiß.«

Sie seufzte und stand am Fenster, das weit geöffnet war. Draußen wurde es dämmrig. Vom Fenster aus konnte man auf den Parkplatz vor dem Haus hinuntersehen. Lucy Hoffner drehte Hellmark den Rücken zu und blickte gedankenverloren nach unten, während sie leise die Fragen beantwortete, die Hellmark an sie richtete und die ihm wichtig erschienen.

Unten fuhr ein Fiat vor. Ein Sportwagen. Das Verdeck war zurückgeklappt. Ein Mann saß hinter dem Steuer. Er hatte dunkles, volles Haar, ein kantiges Gesicht, eine kräftige Nase und buschige Augenbrauen.

Luigi Maronne…

Lucy Hoffner nahm nur beiläufig die Gestalt wahr, die sich langsam umdrehte und zum Fenster hoch blickte. Schwarz wie ein Scherenschnitt zeichnete sich der Oberkörper der Frau im erleuchteten Fensterkreuz ab.

»Hat Ihr Mann Ihnen irgend etwas über das Buch gesagt?« tönte Hellmarks Stimme hinter ihr.

»Ja. Enio Merkel hat den ganzen Vorgang beschrieben, was er unternommen hatte, um nach Dwylup oder so ähnlich zu kommen…«

Die Stadt der Monster! Wieder fiel dieser Name. An einem ganz anderen Ort. Die Dinge gehörten zusammen.

Lucy Hoffner griff sich plötzlich an die Stirn.

»Schweig!« vernahm sie die hypnotische Stimme in ihrem Bewußtsein. »Sieh hinab aus dem Fenster!«

Sie tat es. Der Mann hinter dem Steuer veränderte sich.

Ein furchtbares Monster hockte da.

Lucy Hoffner schrie gellend auf, daß es Björn durch Mark und Bein fuhr.

Lucy Hoffner überstand den Anblick nicht. In ihrem Innern fing es an zu rieseln, als ob ihre Organe plötzlich austrockneten. Ihr Gesicht wurde klein und die Haare auf ihrem Kopf schrumpften zusammen, als würde eine Hitzewelle unvorstellbarer Stärke über sie hinwegbrausen.

Innerhalb fünf Sekunden war alles zu Ende.

Staub rieselte aus den Ärmeln des Kleides, das Lucy Hoffner getragen hatte, und Hellmark, der beim Aufschrei der entsetzten Frau sofort einen schnellen Schritt vorwärts gemacht hatte, fing sie auf – nur noch ein Skelett, das, von einem schwarzen Kleid umhüllt, klappernd in seine Arme fiel.

*

Er hatte schon viel erlebt, aber dieser Vorgang ereignete sich so plötzlich, so unerwartet, daß er schockiert war.

Sein Blick ging aus dem Fenster, hinunter zu dem Sportwagen, der nur zwei Parkplätze weiter links von seinem orangefarbenen Lamborghini entfernt stand.

Am Steuer saß kein Mensch. Das furchtbare Wesen mit dem kahlen, verformten Schädel sah so böse, so grausam aus, daß ein Mensch in Panik versetzt wurde, der diesen Anblick hatte.

Schreie aus dem Gasthaus – Auf der Straße neben dem Haus krachte es… Zwei Autos waren zusammengestoßen.

Björn überlegte nicht lange, als er sah, daß das furchteinflößende und Tod verbreitende Ungeheuer in dem offenen Sportwagen Gas gab und das Fahrzeug herumriß, um aus der Parklücke zu kommen.

Hellmark sah nur einen Weg, dem Unheimlichen den Rückweg abzuschneiden.

Er verdoppelte sich!

Sein Ebenbild stand im gleichen Moment neben dem Fiat.

Aber Hellmark hatte seinen Zweitkörper direkt in den Wagen neben das Ungetüm setzen wollen. Das war mißlungen. Daran erkannte er, daß die Kraft seiner Konzentration beeinträchtigt war.

Der Doppelkörper, bestehend aus feinstofflichen Substanzen, wirkte wie ein Hauch, als wäre er nicht imstande, sich voll zu entfalten. Die Autos, die Sträucher und die Wand hinter Macabros schimmerten durch seinen Körper.

Macabros warf sich einen Schritt nach vorn. Riesige, glühende Augen starrten ihn an, als er mit schwacher Hand versuchte, die rechte Wagentür aufzureißen.

Hellmark fühlte den Schauer der ihn erfaßte.

Der Schock war derart stark, daß er sich abwenden mußte. Seine Nackenhaare standen zu Berge und er merkte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte und ihm der kalte Schweiß ausbrach.

Der Anblick des Monsters lähmte seine parapsychischen Kräfte. Macabros wurde zu einem flatternden Nebel und löste sich auf, ehe er es geschafft hätte, sich dem Monster bis auf Tuchfühlung zu nähern.

Björn wankte. Er atmete schnell. Ein stechender Schmerz jagte durch sein Herz. Wäre er weniger stabil gewesen, es wäre das passiert, was mit Peter Fuerli, Enio Merkel und Lucy Hoffner passiert war!

Jetzt wurden ihm diese Zusammenhänge klar.

Der Motor des Fiat brauste auf. Die Reifen quietschten.

Der Wagen machte einen Satz nach vorn.

Hellmark war noch immer benommen. Wertvolle Sekunden gingen verloren, ehe er sich endlich aus dem schockartigen Bann losreißen und handeln konnte.

Das Monster aus Dwylup ergriff die Flucht. Er durfte es nicht entkommen lassen!

Björn ließ das Skelett Lucy Hoffners los und taumelte zur Tür. Nur langsam gewann er seine Überlegenheit und Wendigkeit wieder, aber noch immer war ihm die Möglichkeit versperrt, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen. Das Talent war blockiert, die Kraft in ihm schien erloschen wie eine Kerzenflamme nach einem Regenguß.

Björn stolperte die Treppen nach unten. Er riß die Tür zum Hinterausgang auf.

Wie ein Blitz jagte er auf seinen Lamborghini zu, klemmte sich hinter das Steuer und startete.

Er passierte die Unfallstelle unmittelbar vor der Ausfahrt des Parkplatzes.

Zwei Wagen waren ineinander verkeilt. Der eine ein VW-Bus, der

andere ein Opel Admiral. Hinter dem Steuer des VW saß ein Mann in weißem Arbeitsanzug. Ein Maler. Bunte Farbflecken hatte er auf der Jacke und dem Kragen. Der Mann war bleich wie ein Leintuch und saß da, wie zu Stein erstarrt.

Wer der Unfallgegner hinter dem Steuer des Admiral war, ließ sich nicht mehr erkennen. Dort hockte – über dem Lenkrad zusammengebrochen – nur noch ein Skelett.

Menschen flohen panikerfüllt davon.

Hellmark hatte den rätselhaften Fiat mit dem Unheimlichen beobachtet, der nach rechts davongefahren war.

Selbst wenn ihm das entgangen wäre, an der Fluchtrichtung hätte er erkannt, welches Ziel der Fiat verfolgte.

Hellmark jagte hinterher.

Er zog den Lamborghini schnell hoch. Wie ein farbiger Pfeil jagte das Fahrzeug über die gut ausgebaute Straße.

Hellmark verstand etwas von Motoren und Rennen, er war selbst eine Zeitlang gefahren, hatte es aber nach seinem Unfall aufgegeben.

Er beherrschte die Technik aus dem ff, und der Lamborghini war ein Wagen, dessen Fahrweise ihm entgegenkam und der so reagierte, wie er es erwartete.

Björn war mutig und einsatzfreudig, aber das war kein Rennen im herkömmlichen Sinn. Die Verfolgungsjagd fand auf einer normal befahrenen Straße statt.

Höchste Aufmerksamkeit war geboten. Fahrzeuge kamen ihm entgegen, und er mußte welche überholen.

Nur niemand gefährden, das war die oberste Devise, aber sie war damit gekoppelt, auch das Ungeheuer nicht entkommen zu lassen.

Er fuhr schnell, aber mit Überlegung. Er überholte oft, doch der Fiat war nicht zu sehen.

Warum war der andere geflohen?

Diese Frage beschäftigte den Deutschen.

Das Monster war im Vorteil gewesen und hatte erkannt, daß Hellmark sich nicht so einsetzen konnte, wie er es gerne wollte.

Lag das daran, daß der andere sein Ziel erreicht hatte, nämlich Lucy Hoffner zu hindern, etwas über den Inhalt des Buches auszuplaudern und daß seine, Björns Stunde noch nicht gekommen war?

*

Er mußte mehr wissen, und durfte die Chance dieser Begegnung nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Er hatte am eigenen Leib gespürt, was es bedeutete, dem Unwesen zu begegnen. Er hatte es überstanden. Das war schon etwas. Andere

überstanden den Anblick nicht. Enio Merkel, Lucy Hoffner, der oder die Fahrerin des Opel Admiral…

Verbissen jagte Hellmark dem Phantom nach. Als Macabros versuchte er die Umgebung zu erkunden und herauszufinden, wie weit der seltsame Fahrer noch von dem verfolgenden Fahrzeug entfernt war.

Aber seine Fähigkeit ließ ihn im Stich.

Drei Minuten waren seit der Abfahrt Hellmarks verstrichen. Immer noch keine Spur…

In der hereinbrechenden Dunkelheit wurde es außerdem immer schwerer, die Wagentypen voneinander zu unterscheiden.

Der Lamborghini zog nach rechts. Das entgegenkommende Fahrzeug war schneller heran, als Hellmark erwartet hatte. Das rechts hinter ihm ankommende Fahrzeug mußte bremsen. Der Fahrer blinkte auf. Sicher fluchte er vor sich hin und zeigte einen Vogel. Björn sah es nicht, aber er konnte es dem nachfolgenden Fahrer nicht verdenken. Er hatte das Fahrzeug geschnitten.

Doch nun wieder freie Fahrt. Der Wagen rauschte allen anderen voran.

Rote Rücklichter… Ein dunkles Fahrzeug… Ein Fiat… Das Verdeck war zugeklappt.

Hellmarks Lippen wurden schmal. Er holte auf. Durch das Rückfenster erblickte er eine dunkle Gestalt, die leicht über das Steuer gebeugt war.

Nun hieß es am Ball bleiben und herausfinden, wohin der Unheimliche wollte.

Die Straße an dieser Stelle des Sees war besonders kurvenreich, und man mußte mit der Geschwindigkeit heruntergehen, wollte man nicht ins Schleudern geraten.

Der Vorausfahrende verringerte nur geringfügig. Der Wagen geriet in der Kurve weit auf die linke Bahn. Reifen radierten.

Zwei große Lichtpunkte aus der anderen Fahrtrichtung.

Hellmarks Herzschlag stockte.

Das konnte nicht gutgehen! Da krachte es auch schon…

Ein Lichtblitz. Metallisches Kreischen, quietschenden Bremsen, laute Schläge.

Hellmark hatte das Unheil kommen sehen. Er handelte eine Sekunde vor dem Eintritt des Ereignisses: Geschwindigkeit verringern, nicht voll bremsen, die Möglichkeit ausnutzen, daß es rechts noch genügend Spielraum gab, um auszuweichen. Er jagte an dem Lastwagen vorbei, ehe dessen Anhänger sich quer stellte.

Der Sportwagen flog wie ein Spielball durch die Luft, durchbrach die Straßenbefestigung zur Seeseite und kippte sich mehrfach überschlagend den steilen Abhang hinab.

Alles spielte sich in Sekunden ab.

Hellmark brachte seinen Lamborghini zum Stehen, setzte die Warnblinkanlage in Betrieb und jagte unmittelbar zur Unfallstelle zurück.

Der Lkw-Anhänger war umgekippt. Eine Ladung von Gipssäcken ergoß sich auf die Fahrbahn. Die Säcke platzten auf. Eine Wolke von weißem Staub hüllte die Szene ein.

Der Lastwagen war vorn eingedrückt. Er hatte keine Windschutzscheibe mehr. Die Tür wurde geöffnet, und wie durch ein Wunder stieg der Fahrer unverletzt und torkelnd aus. Hellmark erblickte die Gestalt wie einen grauen, verwaschenen Schemen.

Aus den Augenwinkeln heraus registrierte er die beiden anderen Fahrzeuge, die aufgefahren waren. Auch dort war nur Blechschaden. Die Menschen waren offensichtlich mit dem Schrecken davongekommen.

Nach dreißig Sekunden hörte man in der Ferne Sirenengeheul. Eine Polizeistreife war unterwegs gewesen. Sie kam aus Richtung Oberhofen. Die wilde Verfolgungsjagd hatte nicht unbemerkt bleiben können.

Björn kletterte über die aufgerissene Straßensicherung und über felsigen Boden, um nach unten zu kommen.

Der Fiat war völlig aufgerissen und lag mit den Rädern zuoberst zwischen zwei Felsblöcken.

Der Wagen war zertrümmert, das Dach aufgeschlitzt, als hätte jemand mit einem überdimensionalen Messer den Schnitt vorgenommen.

Hellmark kam unten an. Zum Glück brannte der Wagen nicht. Der Deutsche sah, daß eine dunkle, ölige Flüssigkeit auf das Gestein tropfte.

Aber es handelte sich dabei nicht um Öl und nicht um Benzin.

Hellmark ging in die Knie.

*

Es war noch halb Mensch und halb Monster.

Das Ebenbild Luigi Maronnes glich nur noch einer entsetzlichen zerfließenden Maske. Die Lippen quollen herab, die Finger an der abgerissenen Hand krümmten sich wie Schlangen, wurden grau und schuppig und dann flüssig.

Kha, das Monster aus Dwylup, verging. Ein großer nasser Fleck blieb übrig. Und selbst von dem sah man wenige Augenblicke später nichts mehr.

Ein gewittriger Regenschauer ging nieder und tauchte die Welt ringsum in Nässe.

Im Nu war Hellmark durchnäßt. Nicht minder erging es den drei Männern, die kurz darauf den Fels herabkamen und sich zu ihm gesellten. Zwei Polizisten, uniformiert, der dritte in Zivil.

»Da ist wohl nichts mehr zu machen«, sagte der Mann im Trenchcoat, tippte an seinen beigen, tief in die Stirn gezogenen Hut und stellte sich als Kommissar Ketter von der Kantonspolizei vor. Er blickte sich suchend um.

»Nein, es gibt keine Leichen, Kommissar. Sie hätte ein paar Sekunden früher eintreffen sollen, dann hätten Sie es noch gesehen!«

Ketter sah den Mann, der sich als Björn Hellmark vorgestellt hatte, mit einem merkwürdigen Blick an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß es eben noch da war. Hier ist kein Mensch gestorben, sondern ein Monster! Das gleiche, das Frau Hoffner auf dem Gewissen hat, Kommissar. Das Tor nach Dwylup steht offen, jetzt weiß ich es genau. Stellt sich uns nur die Frage, ob es das einzige war, oder ob noch mehr seiner Sorte herumgeistern. Ich neige eher dazu, das letztere anzunehmen…«

*

Er irrte sich nicht, aber die ganze Wahrheit konnte er nicht ahnen.

»Aus« sagte in diesem Augenblick rund dreißig Kilometer entfernt eine eisige, unpersönliche Stimme. »Kha ist ausgelöscht.«

Sie hatte das ganze Drama miterlebt.

Kyto, der Schwarze Priester und die aus Dwylup eingeschleusten unheimlichen Gestalten – inzwischen zehn – bildeten eine Art geistigen Ring. Mit jedem Bewohner Dwylups auf dieser Seite der Welt wurde die Kraft stärker, mit der sie jonglieren konnten.

Gemeinsam konnten sie eine geistige Brücke aufbauen und eine hypnotische Kraft entstehen lassen, die auf einen von ihnen dann überging. In diesem Falle war das Kha gewesen, der auf der Fahrt die Ausstrahlungen Lucy Hoffners und Björn Hellmark bemerkte und sofort reagierte.

Kha hatte daraufhin über die hypnotische Gedankenbrücke hinweg den Auftrag erhalten. Lucy Hoffner zum Schweigen zu bringen.

Kyto hatte jedoch ausdrücklich darauf bestanden, Hellmark noch nicht zu attackieren.

»Er soll erst an allen teilhaben, ehe es zu Ende geht«, hatte er gesagt. »Er muß das ganze Grauen miterleben. Der Tod soll reiche Ernte halten, ehe er an die Reihe kommt.«

Kyto erfreute sich schon in Gedanken an den Qualen, die Hellmark erlitt, wenn er erkannte, daß er dem Ansturm diesmal hilflos ausgeliefert war.

Wenn andere sich quälten, wenn sie litten, wenn sie starben – dann

fühlte er sich wohl. Er war ein Teil des absolut Bösen, das in diese Welt Eingang gefunden hatte.

Der Schwarze Priester ließ die Arme sinken.

Die Ungeheuer aus Dwylup öffneten den Kreis, in dessen Mitte er stand.

»Paßt euch dieser Welt an«, sagte er mit dumpfer Stimme, und in seinen Augen glühte es satanisch. »Einer übernimmt Khas Rolle und sorgt mir dafür, daß Carminia Brado. Hellmarks Freundin, das bekommt, was ich erwarte. Und nun geht, holt euch eure neuen Körper und zeigt, daß ihr die Auserwählten aus Dwylup seid!«

*

Nur dreihundertfünfzig Meter von der alten Poststation entfernt stand die Berghütte.

Darin hielten sich drei Menschen auf: Susan, das Kindermädchen, und Fanny und Karli, die beiden neunjährigen Zwillinge der Familie Butscher.

Die Hütte gehörte den Butschers. Ihnen gehörte überhaupt sehr viel in Gunten und Umgebung. Sie waren reich. Sie stellten Uhren und Geschenkartikel her und verkauften die Ware im In- und im Ausland.

Susan war siebenundzwanzig. Seit drei Jahren lebte sie bei den Butschers und sorgte sich um die Zwillinge.

Die Kinder hatten heute mittag den Wunsch geäußert, auf die Hütte zu gehen. Das war ein zweieinhalbstündiger Spaziergang gewesen.

Hier oben hatten sie gegrillt und gegessen, und es war Abend geworden. Susan hatte sich vorgenommen, noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder in der Wohnung zu sein.

Doch zwei Dinge hatten den Zeitplan über den Haufen geworfen.

Nach dem Grillen waren die Zwillinge herumgetollt, und Fanny war gestürzt. Sie verstauchte sich den Fuß, und Susan war eine Zeitlang nur damit beschäftigt, kalte Umschläge zu machen und Krankenschwester zu spielen. Fanny hatte ihre Rolle als Kranke genossen, und Susan fand, daß das Mädchen ein beachtliches schauspielerisches Talent an den Tag legte.

Zeit war verlorengegangen. Susan hoffte, trotzdem noch pünktlich zurück zu sein. Da machte ihnen das Wetter einen Strich durch die Rechnung…

Die Zwillinge jauchzten, als der Regen auf das Dach trommelte, und als sie hinter den Fenstern standen und hinausstarrten, wie kleine Rinnsale über die Felsen sprudelten, kam Karli auf die Idee, als nächstes einen kleinen Fluß und eine Schleuse zu bauen.

»Ja, aber heute nicht mehr. Dazu ist es schon zu dunkel«, ermahnte

Susan sie. »Sobald es aufgehört hat zu regnen, machen wir uns auf den Weg. Und zwar ein bißchen dalli, Kinder!«

»Aber ich kann nicht so schnell laufen, Susan«, schmollte Fanny. Ihre dicken, kastanienbraunen Zöpfe standen ihr gut zu Gesicht, Karli hatte das gleiche dichte Haar und das mädchenhafte Gesicht.

»Dann werden wir dich einen Teil der Strecke tragen, Fanny«, sagte die strohblonde Susan.

»Oh, fein!« Die Zwillinge freuten sich.

»Aber nicht bis zum Ort runter«, machte das Kindermädchen noch mal klar. »Damit wir uns richtig verstanden haben. Nur hier, wo der Weg so holprig und schwierig ist.«

»Ein bißchen weiter! Bis zur alten Poststation. Dort setzt ihr mich dann ab!« krähte Fanny.

Susan wehrte sich dagegen, aber vergebens. Die beiden redeten auf sie ein, und sie gab schließlich nach. Draußen hatte es aufgeklart, und es war höchste Zeit, daß sie sich auf den Weg machten. Der holprige Pfad nach hier oben hatte seine Tücken.

Selbst wenn sie sich dranhielten, mußten sie mit zwei Stunden rechnen. Es ging zwar bergab, doch in der Dunkelheit kamen sie zumindest auf dem ersten Drittel nur langsam voran.

Sie brachen auf. Fanny wurde getragen. Sie stöhnte und jammerte, als leide sie unter furchtbaren Schmerzen.

Susan hatte Karli davon abbringen können, beim 'Krankentransport' behilflich zu sein. Er rannte voraus und gab Geräusche wie eine Sirene von sich. Er spielte Polizeiauto.

Auf diese Weise kamen sie doch schneller voran.

Der Weg führte steil bergab. Der Pfad verbreiterte sich. Sie waren noch etwa hundertfünfzig Meter von der alten Poststation entfernt, als Susan das Mädchen zum ersten Mal absetzte.

Sie schnaufte. »Du naschst zuviel, meine Liebe«, bekam Fanny zu hören. »Du wirst ganz schön schwer.«

Fanny Butscher lachte. Ihre weißen Zähne blitzten in der Dunkelheit.

Schräg hinter Fanny entstand eine schattenhafte Bewegung.

Das Kindermädchen sah den dunklen Koloß, der sich hinter dem Felsblock hervorschob.

»Fanny!« schrie sie gellend auf. Vom ersten Augenblick an fühlte sie die entsetzliche Gefahr, die von der riesigen Gestalt ausging.

»Ein Monster! Karli! Ein Monster!« wimmerte Fanny.

Das Kindermädchen taumelte.

Das Ungeheuer mit dem schrecklichen Aussehen griff nach ihr.

»Lauft! Fanny! Karli… lauft!«

Alles um sie herum begann sich zu drehen. Susan stürzte. In ihrem Schädel dröhnte es, dann war endlose Schwärze, der Tod…

Rock und Pulli lagen faltig über dem blanken Skelett.

Die Kinder rannten schreiend davon, als sie sahen, daß das Ungetüm, das in diese Welt Eingang gefunden hatte, wie ein Tier auf das Knochengerippe stürzte.

*

Fanny stürzte. Lose Steine rollten unter ihr davon. Das Mädchen rappelte sich wieder auf. Karli, ihr Bruder, war nur wenige Schritte von ihr entfernt.

»Karli, Karli! Warte auf mich!«

Der Junge blieb stehen. Seine klugen Augen blickten angsterfüllt.

Er starrte den Weg hoch. Da oben waren sie gewesen. Dort oben hockte das Monster. Es schob etwas Weißes, wie eine Zuckerstange, zwischen seine Zähne.

Karli lief seiner Schwester entgegen, packte sie bei der Hand, und sie rannten gemeinsam, so schnell sie ihre Füße trugen, den Berg hinunter.

Wie ein Klotz ragte die alte Poststation am Rand der Straße empor. Ein schwaches Licht glühte hinter den verschlossenen Fensterläden.

Karli nahm es beiläufig wahr, während sie wie von Furien gehetzt nach Gunten rannten.

*

Sie nahmen den kürzesten Weg.

Eine Stunde konnte unendlich lang sein. Sie wollte überhaupt nicht vergehen. Wie anders war es, wenn sie spielten!

Doch dann lag das elterliche Anwesen endlich vor ihnen. Am anderen Ende des Ortes, auf einer Anhöhe. Ein großer, parkähnlicher Garten mit vielen Obstbäumen.

Die Zwillinge liefen durch das Hauptportal.

Überall im Haus brannte Licht.

Fanny und ihr Bruder sprangen über die Terrasse.

Die Eltern saßen im Wohnzimmer.

»Mutter! Vater!« Bleich vor Entsetzen jagten die Kinder in den Raum.

»Ein Monster!« sprudelte es über Fannys Lippen. »Wir haben es gesehen, zwischen der alten Poststation und unserer Hütte…«

»Es hat einen großen Kopf und ein großes Maul«, plärrte Karli dazwischen.

Martha und Hans Butscher hatten ihre Kinder noch nie so aufgeregt gesehen. Sie waren ganz außer Atem.

Die Eltern sahen sich an.

Hans Butscher hielt noch immer die Zeitung in der Hand, in der er gelesen hatte. »Daß ihr samstags länger mit Susan ausbleiben dürft, haben wir abgesprochen. Darüber dürft ihr euch freuen. Aber daß euch diese Freude gleich so in den Kopf steigt, hätte ich nie gedacht.«

»Wir freuen uns gar nicht!« überschlug Karlis Stimme sich.

»Es ist wahr! Wir haben das Monster gesehen! Es haust in den Bergen, und es hat Susan bei sich behalten«, unterstützte Fanny ihren Bruder mit weinerlicher Stimme.

Martha Butscher atmete tief durch. Sie kannte ihre Kinder. Sie waren aufgeweckt, unkompliziert und phantasiebegabt. Sie hatten schon mal vor Jahren behauptet, einen Affenmenschen im elterlichen Park gesehen zu haben.

»Es gibt keine Monster«, sagte sie. »Denkt euch nicht immer solche schlimmen Geschichten aus!«

»Wir haben uns nichts ausgedacht!«

»Es ist die Wahrheit! Fanny hat recht!«

»Wo ist denn Susan?« Hans Butscher ging geradewegs auf die Terrassentür zu.

Kühle, würzige Abendluft strömte vom Garten herein.

»Sie ist nicht da! Sie ist tot!«

»Das Monster hat sie gefressen!«

»Karli! Fanny! Nun ist's aber genug!« Martha Butscher schüttelte entsetzt den Kopf. »Was soll diese schreckliche Geschichte? Weiß Susan Bescheid darüber? Habt ihr euch gemeinsam ausgedacht, uns mit dieser komischen Geschichte zu erschrecken?«

»Susan ist tot, Mutter!« rief Fanny.

»Warum glaubt ihr uns denn nicht?!«

»Unsinn«, sagte da der Vater von der Tür her. »Was ihr euch erlaubt habt, ist ein äußerst makabrer Scherz! Darüber sprechen wir noch!«

»Aber…« Karli Butschers Augen wurden groß wie Untertassen. Der Junge mit dem Mädchengesicht wich langsam zurück, als zöge eine unsichtbare Hand ihn nach hinten.

Das Kindermädchen kam durch den Garten, tauchte im Lichtkreis der Terrasse auf und ging genau auf den Fabrikanten zu.

»Wir müssen unbedingt miteinander sprechen, Susan«, sagte Butscher.

»Das ist nicht Susan, das ist nicht Susan!« rief Fanny mit schriller Stimme. Ihr Gesicht lief rot an, ihre Augen glühten.

»Susan ist tot!«

»Nun ist's aber genug!« Martha Butscher wußte nicht, was sie von der Szene halten sollte. »Ihr wolltet uns einen Schreck einjagen, und das ist euch fast gelungen. Aber nun ist Susan da…«

»Susan ist tot!« Karli atmete schnell. Er zitterte am ganzen Körper.

»Karli! O mein Gott!« Martha Butscher blickte schnell von einem ihrer Kinder zum anderen. Angst erfüllte sie. Karli und Fanny waren krank. Sie kamen ihr so verändert vor, als hätten sie Fieber. Es wäre nicht das erste Mal, daß sie gemeinsam eine Infektion durchmachten.

Sie ging auf den Jungen zu. Der entzog sich ihrem Zugriff. Susan, das Kindermädchen, kam mit dem Fabrikanten herein.

Karlis Blick klebte förmlich auf der schlanken Gestalt, die neben ihrem Vater ging.

Der weitschwingende Rock, der helle Pulli, das fröhliche Gesicht. Das war Susan.

»Nein, nein«, wehrte sich Karli, und seine Schwester lief auf ihn zu und krallte sich in seinen Ärmel, als erwarte sie in der Nähe ihres Zwillingsbruders den Schutz, den ihr weder Mutter noch Vater geben konnten.

»Ihr laßt euch täuschen. Das ist nicht Susan… er hat Susan aufgefressen und dann ihre Gestalt angenommen.«

Der Fabrikant wurde wütend. »Jetzt hab' ich euch lange genug angehört. Auf der Stelle verschwindet ihr auf euren Zimmern!«

»Schick sie weg, Vater«, flehte Fanny, als hätte sie überhaupt nicht gehört, was ihr befohlen worden war.

»Du kannst es nicht wissen, Vater. Wir machen dir keinen Vorwurf daraus.«

Martha Butscher schnappte nach Luft wie ein Fisch, der aufs Trockene geraten war.

Karli und Fanny hatten sich noch nie zuvor so merkwürdig verhalten.

»Hans«, wisperte Martha Butscher entsetzt. »Was ist nur los mit ihnen?«

»Sie merken nicht mehr, wo ein Spaß zu Ende ist«, stieß er hervor. »Wir sprechen uns morgen. Geht nun!«

Die Kinder blickten sich ängstlich an.

Sie zogen sich zurück. Die Tür klinkte hinter ihnen ins Schloß.

»Was mögen sie nur haben?« Martha Butscher preßte die Lippen zusammen. »Sie verhalten sich so seltsam. Ich mach' mir Sorgen um sie, Hans.«

Ihre Blicke trafen sich. Sie wußten, daß sie in diesem Augenblick denselben Gedanken hatten.

Wenn sich da nur keine ernsthafte Erkrankung zeigte! In der Familie Hans Butschers hatte es einen Fall von Geisteskrankheit gegeben, und als seine Kinder geboren wurden, hatte er nur einen Wunsch, daß sie körperlich und geistig vollkommen gesund waren.

Beide Kinde waren klug und ausgesprochen begabt. Sie entwickelten sich normal.

Sie stellten die gleichen Streiche an wie andere Kinder auch. Dafür

hatten die Eltern Verständnis. Aber diese Episode ging nun doch zu weit.

»Unsinn«, sagte Hans Butscher, als wolle er die trüben Gedanken verscheuchen. »Das hat nichts damit zu tun.« Es hörte sich an, als antworte er auf eine Frage, die nicht gestellt worden war. »Sie sind normal, völlig gesund. Sie haben den Bogen diesmal jedoch überspannt. Ich werde mit ihnen reden.« Mit diesen Worten wandte er sich an das Kindermädchen, das die Zwillinge so angefeindet hatten. »Sie haben noch gar nichts gesagt, Susan. Haben Sie eine Erklärung für das Verhalten der beiden?«

Das Kindermädchen, das aussah wie Susan, aber nicht Susan war, schüttelte den Kopf. »Sie hatten sich vorgenommen, Sie zu erschrecken und mich gebeten zurückzubleiben«, sagte Susan-Monster. »Ich konnte kaum glauben, als ich jetzt hinzukam und hörte, was sie sich da ausgedacht hatten. Ich bin sprachlos.«

Hans Butscher nickte. »Das bin ich auch. Ich bin nur gespannt, wie lange sie dieses Theater noch treiben.«

»Ich werde nach ihnen sehen und mit ihnen reden«, sagte Susan und wollte gehen.

Der Fabrikant hielt sie am Arm fest. »Kommt nicht in Frage, Susan! Die beiden sollen selbst erkennen, was sie zu tun haben. Bevor sie sich hinlegen zum Schlafen, werden sie sicher kommen und sich entschuldigen. Dann ist die Sache in Ordnung, und sie verhalten sich so, wie ich es von ihnen erwarte.«

*

Seine Erwartungen erfüllten sich nicht.

Weder Fanny noch Karli kamen.

Die Ruhe im Haus war unheimlich. Man hörte das Wasser nicht in den Bädern der Kinder rauschen, und auch keine Türen klappern.

Martha Butscher hielt es nicht länger aus. Es drängte sie danach, die Zwillinge, die sich störrisch wie alte Esel benommen hatten, noch mal in ein Gespräch zu verwickeln.

Sie suchte die Kinderzimmer auf. Die Betten waren unberührt. Niemand lag darin.

»Hans! Susan!« gellte ihr Schrei durch das ganze Haus.

Sie suchten gemeinsam alle Ecken und Winkel ab, gingen hinaus in den Park und fanden nichts.

Fanny und Karli waren wie vom Erdboden verschluckt.

»Sie sind davongelaufen, Hans«, sagte Martha Butscher mit schwerer Zunge. »Wir müssen die Polizei benachrichtigen.«

*

Das Telefon in Kommissar Ketters Büro schlug an.

Ketter war nicht allein. Björn Hellmark besuchte ihn. Nach ihrer Begegnung und den Beobachtungen Hellmarks vor und nach dem Unfall hielt der Kommissar es für angebracht, ein ausführliches Gespräch mit jenem Mann zu führen, der seine eigene Theorie über den vorliegenden Fall entwickelt hatte.

Wären die Dinge bisher nicht so ungewöhnlich und kompliziert gewesen, Ketter hätte sich nicht die Mühe gemacht, so ausführlich mit Hellmark zu konferieren.

Hier ging jedoch etwas vor, das weit über den Dingen lag, die er bisher bearbeitet hatte. Es ging nicht um normale Morde. Er war überfordert, und obwohl er sich wehrte, das zu glauben, was sein sympathischer Gast an Theorie entwickelte, war er doch bereit, einiges hinzunehmen.

Übersinnliches ging hier vor. Nur so waren die blanken Skelette zu erklären, nur so das Verschwinden eines Mannes, der niemand anders als der von Interpol gesuchte Luigi Maronne gewesen sein konnte.

Seinen zertrümmerten Wagen hatte man sichergestellt.

Aber Maronne war zerflossen – vor den Augen Björn Hellmarks. Maronne war gleichzeitig Mensch und Monster.

Lucy Hoffner war durch seinen Anblick getötet worden.

Diese Dinge mußte Ketter erst mal verdauen.

Die Anwesenheit des blonden Mannes mit dem sonnengebräunten Gesicht und dein sportlichen durchtrainierten Körper beruhigte ihn. Hellmark hatte ihm auch die Geschichte mit dem Spiegel erzählt, der aus dem Keller seiner Genfer Wohnung gestohlen worden war.

Diesen Spiegel machte Hellmark dafür verantwortlich, daß der Einbruch in eine jenseitige Welt erfolgt war, daß ein verbrecherisches Hirn sich den Spiegel zunutze machte, Ungeheuer in das Diesseits zu rufen.

Hellmark war damit befaßt, ein Verbrecheralbum durchzublättern, in dem einige zur Zeit Gesuchte verewigt waren. Darunter befand sich auch Luigi Maronne.

Björn aber investierte aus zwei Gründen soviel Zeit im Büro Ketters: erstens sah er die Notwendigkeit ein, einen Vertrauten zu haben, der an so exponierter Stelle wie Ketter stand, und zweitens zeichnete sich ganz deutlich eine Spur in dieser Gegend ab. Ein dunkelroter Tieflader war heute im Lauf des Vormittags beobachtet worden, wie er hinter Gunten Richtung alte Poststation abgebogen war. Das war an sich nichts Bemerkenswertes. Merkwürdig wurde es nur, wenn man berücksichtigte, daß der gleiche Tieflader wenige Stunden später verlassen von der Polizei auf dem Parkplatz eines Cafés am Thuner See gefunden wurde. Dieses Auto war in der Nacht zuvor

in Luzern gestohlen worden. Ketter hatte sich bemüht herauszubekommen, wer die Männer gewesen waren, die den Wagen gestohlen hatten und wozu sie ihn benutzten.

War damit Hellmarks Spiegel abtransportiert worden?

All diese Dinge gingen auch Ketter noch durch den Kopf, als er den Hörer abnahm und sich meldete.

Der diensthabende Beamte verband ihn mit Hans Butscher. Ketter und Butscher kannten sich. Butscher hatte gefragt, ob der Kommissar sich noch in seinem Büro aufhielt. Ketter verkehrte im Haus des wohlhabenden Fabrikanten. Einmal im Monat traf eine illustre Gesellschaft sich dort beim Bridge.

»Ich habe ein Problem«, steuerte Butscher gleich sein Ziel an. »Unsere Kinder sind weggelaufen. Ich brauche deinen Rat…«

Ketter wollte zunächst Genaueres wissen. So kam die Vorgeschichte zur Sprache.

Ketter versprach vorbeizukommen. Dann legte er auf.

»Komische Geschichte«, sagte er, seinen blonden Gast anblickend, der sich das nächste Album mit den Neuzugängen heranzog, in der Hoffnung, vielleicht wenigstens einen Burschen hier verewigt zu sehen, wie Carminia sie beschrieben hatte.

Ketter erzählte den Vorfall mit den beiden Kindern.

Hellmark merkte, wie es eiskalt seinen Rücken hinablief.

»Sie sind da«, murmelte er. »So etwas können Kinder nicht erfinden. Jedes Wort der Zwillinge – davon bin ich überzeugt – entspricht der Wahrheit!«

*

Sie wollten sofort aufbrechen. Ihr ursprünglicher Plan, erst die Alben durchzusehen und danach weitere Maßnahmen zu ergreifen, wurde über den Haufen geworfen.

Instinktiv fühlte Björn, daß dieser Spur nachzugehen sich lohnte.

Durch die Begegnung mit Ketter war es ihm ermöglicht worden, einen Blick in Enio Merkels Haus zu werfen. An Ort und Stelle hatte er sich ein Bild von der Umgebung machen können, aber das hatte zu nichts geführt außer zu der Gewißheit, daß Merkel tatsächlich einen Spiegel besonderer Art besessen hatte, von dem nur noch der Rahmen existierte. Die Glasscherben hatte man inzwischen beseitigt. Der Rahmen war identisch mit dem, der Hellmarks Spiegel umgab!

Björn und der Kommissar waren gerade erst an der Tür, als das Telefon abermals anschlug.

Ketter hob ab und meldete sich mit brummiger Stimme.

Seine Miene hellte sich auf. Er zog seinen Notizblock heran. »Ihr seid euch sicher?« fragte er, nachdem er eine halbe Minute lang

aufmerksam zugehört hatte. »Danke! Das hört sich interessant an. Ich ruf zurück, sobald ich Zeit habe. Das gibt ’nen Amokdienst rund um die Uhr. Aber vielleicht lohnt er…«

Ketter hängte ein. »Ich glaube, wir sind den Kerlen auf der Spur«, wandte sich der untersetzte Mann an Björn. Er wirkte erleichtert. »Im Labor haben sie Fingerabdrücke gefunden. Die weisen auf die Pintura-Brüder hin. Die Arbeitsmethode paßt auch zu ihnen.« Mit schnellem Schritt war er um den Schreibtisch herum und blätterte die Seiten in dem Buch um, das Hellmark sich gerade vorgenommen hatte. Ketter deutete auf die Konterfeis zweier Galgenvögel, deren stechende dunkle Augen auch auf den Fotos zur Wirkung kamen. »Lino und Emilio Pintura. Spezialisten für Profieinbrüche. Bei Ihnen waren’s Profis. Außerdem hat man Fasern des Stoffes gefunden, mit dem ihr Spiegel eingeschlagen war. Ein roter, schwerer Brokatvorhang sei es gewesen, haben Sie das nicht selbst gesagt?«

»Ja.«

»Dann waren sie’s.«

»Verbrecher wie Luigi Maronne. Jemand muß sich in der Unterwelt sehr gut auskennen. Das Mosaik nimmt Form an. Aber die Farben sind noch zu verwaschen, als daß man genau erkennen könnte, worum es geht und wie die Dinge zusammengehören. Denken wir an Maronne. War er es wirklich – oder war es nur eine Kopie von ihm? Denken wir an die beiden Pinturas. Da stellt sich uns die gleiche Frage. Wurden ihre Körper nur als Mittel zum Zweck benutzt? Die Zwillinge kennen die Lösung. Sie haben behauptet, daß ihr Kindermädchen nicht mehr das Kindermädchen sei, sondern ein Monster. Wenn Eltern das hören, reagieren sie mit Ärger oder Schelte, es hagelt Verbote und Proteste, und man schreibt das Gerede einer besonders wilden Phantasie zu. Aber die Eltern Karlis und Fannys sind im Irrtum. Die Butschers haben eine, hochexplosive Bombe im Haus, die jeden Moment krepieren kann. Kommen Sie, Kommissar, jede Sekunde kann über Leben und Tod entscheiden…«

*

Im Haus der Butschers herrschte gedrückte Stimmung.

Martha Butscher hatte verweinte Augen, Hans Butscher lief unruhig hin und her. Immer wieder verließ er das Zimmer, ging hinaus in den Park und starrte in die Dunkelheit, als könne er die verschwundenen Zwillinge herbeisehen.

Susan-Monster trat unbemerkt hinter Martha Butscher.

In den Augen des Kindermädchens glühte ein gefährliches Licht. Das Monster in der Menschengestalt fühlte sich wohl. Es empfing die Ausstrahlungen, es weidete sich an den Qualen, die diese Frau

beherrschten. Das Monster sah nur noch aus wie Susan. Es empfand keine menschlichen Gefühle mehr. Es war dem absolut Bösen verhaftet. Es war ein Wesen aus Dwylup, der Jenseitsstadt, in der Molochos, dem Dämonenfürst, höchste Verehrung gezollt wurde.

»Es ist herrlich, daß die Kinder weg sind, nicht wahr?« sagte die leise, hohntriefende Stimme hinter ihr.

Martha Butscher erstarrte.

Was war das? Hörte sie richtig?

Sie hielt den Atem an.

»Ihr hättet ihnen glauben sollen. Die beiden Bälger hatten recht!«

Susans Stimme?

Aber so widerlich, so abscheulich, daß die Hausherrin fror.

»Susan! Wie können Sie so daherreden!« Martha Butscher drehte steif den Kopf herum, aber sie kam nicht weit damit.

Mit hartem Griff legten sich zwei Hände auf ihre Wangen und drückten ihren Kopf ruckartig wieder nach vorn.

»Bleib' so sitzen, wie du gerade sitzt, geizige Ziege! Schau hinaus in den Park! Dort läuft dein Mann herum und guckt sich die Augen aus! Vergebens! Die beiden suchen irgendwo Unterschlupf. Sie haben ihre Schlafsäcke mitgenommen.«

»O mein Gott!«

Martha Butscher stöhnte. Ihre Hände zitterten. Wurde sie verrückt? Hörte sie schon Worte, die niemand sprach, die niemals über die Lippen der zarten, rücksichtsvollen und hilfsbereiten Susan kommen konnten?

Die Augen der Fabrikantenfrau wurden groß wie Untertassen.

Susans Hände!

Waren das wirklich ihre Hände?

Sie waren rauh und kräftig, als wären sie mit großen Schuppen besetzt.

Martha Butscher sah ihr verschwommenes Spiegelbild in der Terrassentür, die leise zuschwang.

Ihr Herzschlag stockte. Hinter ihr stand nicht mehr die Susan, wie sie sie kannte. Das war nur noch halb Susan – halb Monster.

Ein häßliches, schiefes Gesicht grinste sie an mit großen, blutunterlaufenen Augen, dolchartig ragten die Zähne über die rissige Unterlippe, wie bei einem Vampir.

Die eine Gesichtshälfte noch Susan, die andere das Monster. Von den Ellbogen abwärts zeigte sich das Monster in seiner eigentlichen Gestalt, und es sah merkwürdig und fremd aus, wie es dastand, in den Kleidern des Kindermädchens.

»Ha…«

Martha Butscher wollte den Namen ihres Mannes rufen, doch die schrecklichen Finger legten sich wie Stahlzangen um ihren Hals. Aus

ihrem Ruf wurde ein dumpfes Gurgeln.

Das Monster verzog die Lippen zu einem bösartigen Grinsen.

»Bis dein Mann zurückkommt, dauert es eine Weile. Bis dahin haben wir es hinter uns. Er wird dich hier im Sessel finden, und er wird dich etwas fragen. Aber du wirst dann keine Antwort mehr geben können. Deine Kinder hole ich mir auch noch!«

Du weißt – wo sie… sind? dachte Martha Butscher. Susan, – aber nein, du bist nicht Susan… mein Gott, sie… er… es tötet mich.

Sie bekam keine Luft mehr.

Groß und verzerrt drang ihr eigenes Spiegelbild auf sie ein, das sie in der Terrassentür sah. Das Monster hinter ihr schien riesengroß zu werden. Alles verschwamm.

Da flog die Tür auf. Scherben klirrten.

Ein heller, singender Laut lag plötzlich in der Luft.

Martha Butscher begriff die Welt nicht mehr, und ihr Kopf kippte langsam nach vorn.

Ein Schatten flog wie eine Raubkatze auf das Monster zu.

Der Mann, der durch die Tür sprang, war niemand anders als Björn Hellmark. Hinter ihm im Park zeichneten sich die Gestalten zweier Personen ab. Der Fabrikant und Kommissar Ketter.

Für sie ging alles blitzschnell, so daß sie gar nicht mitbekamen, wie sich die Dinge abspielten.

Björn warf sich dem Dämon entgegen, der sich im gleichen Augenblick in das Kindermädchen Susan zurückverwandelte.

Hellmark hielt das hübsche Mädchen an den Schultern gepackt.

»Wer bist du?« stieß er hervor.

»Ich heiße Susan«, sagte das Monster mit Susans Stimme.

»Nein, du bist nicht Susan. Ich habe dein wahres Gesicht gesehen. Nenne mir deinen Namen, sage mir, woher du kommst und mit welchem Auftrag du hierhergekommen bist!«

»Ich heiße Susan. Ich bin das Kindermädchen. Was wollen Sie eigentlich von mir? Warum quälen Sie mich so?« Ihre Stimme begann zu zittern. Susan wich einen Schritt zurück. »Herr Butscher, warum lassen Sie das zu?« Ihre Lippen zitterten. Sie war ganz Susan.

Der Fabrikant schluckte. »Susan – bist du wirklich Susan oder hatten Karli und Fanny doch recht mit dem, was sie behaupteten?«

Auch er hatte genug von der Terrassentür aus gesehen. Er wagte nicht, auf den Stuhl zuzugehen, wo seine Frau wie tot lag. Die Würgemale an ihrem Hals waren unübersehbar.

Hans Butscher hatte Angst, in Susans Nähe zu kommen.

Kommissar Ketter zog seine Dienstpistole und entsicherte sie. Das Knacken des Hahnes war laut und deutlich in der entstandenen Stille zu hören.

Susan-Monster ließ ihren Blick schweifen.

Ärger und Haß erfüllte das Geschöpf aus Dwylup. Es war überlistet worden. Sechs Augen hatten gesehen, was sich hier im hellerleuchteten Zimmer abgespielt hatte.

Alles Leugnen half nichts.

Diese Männer glaubten ihren Augen mehr als den Versicherungen des angeblichen Kindermädchens, obwohl sich in Ketter und Butscher alles gegen die Bilder sträubte, die sie wahrgenommen hatten.

Doch selbst wenn sie alles nur geträumt hatten – da lag Frau Butscher. Und das war kein Traum.

»Du weißt auch etwas über die Kinder«, fuhr Hellmark unbeirrt fort. »Wohin haben sie sich gewandt? Sprich – oder ich werde dich dorthin schicken, von wo es keine Rückkehr mehr gibt.«

Damit konnte man einem Dämon die größte Angst einjagen, vorausgesetzt, daß man Wege und Möglichkeiten kannte, eine solche Drohung auch wahrzumachen.

Susan machte eine blitzschnelle Drehung nach links und warf sich der Tür entgegen.

Susan-Monster Versuchte zu entkommen.

Aber Hellmark war schneller. Mit zwei raschen Schritten stand er wieder vor dem getarnten Ungetüm, und seine Rechte fuhr langsam in die Tasche.

Dort steckte die Dämonenmaske. Zu allen Zeiten glaubten Völker daran, daß es Abwehrzauber gegen das Böse gab. Bei primitiven Stämmen hatte sich dieser Glaube am reinsten erhalten und die Masken, die bei rituellen Tänzen Verwendung fanden, zeugten von diesem Glauben. Aber es gab nur eine einzige Maske, die diese Wirkung hatte: die Dämonenmaske, die sich in Björns Besitz befand.

Die Mächte der Finsternis wußten um diese Waffe in seiner Hand, und seitdem gingen sie nicht mehr so plump vor, ihn zu Fall zu bringen, da sie die Gefahr für sich nicht unterschätzten. Die Maske brachte Tod und Vernichtung. Für einen Unsterblichen aus dem Jenseitsreich war dies schlimmer als für einen Sterblichen, den im Jenseits noch etwas erwartete. Endgültige Vernichtung bedeutete Auslöschung.

Das Monster erkannte die Sackgasse, in die Hellmark es gedrängt hatte, und setzte alles auf eine Karte.

Es verwandelte sich. Dies war im Augenblick seine größte Waffe.

Die Umwandlung vollzog sich von einer Sekunde zur anderen.

Susans Gesichtszüge verwischten. Große Glupschaugen traten hervor. Ein blauer, kahler, beulenartiger Schädel schälte sich aus ihrer Haut. Das Monster wuchs in seiner ganzen Größe vor Hellmark auf. Die breite, schuppige Brust paßte nicht mehr in die Bluse Susans. Sie platzte aus allen Nähten. Das gleiche passierte mit dem Rock. Er riß in seiner ganzen Länge auf und fiel zu Boden.

Das geschlechtslose, echsenartige Wesen gab einen dumpfen, knurrenden Laut von sich. Seine schlangengleichen Arme fuhren in die Höhe.

Die spitzen Finger stießen nach Hellmark, der sich geistesgegenwärtig zur Seite warf, um der Berührung zu entgehen. Die Umwandlung von Mensch zu Monster war so schnell erfolgt, daß Björn nicht mehr dazu gekommen war, die Maske noch überzustülpen. Und das Ungetüm aus Dwylup wollte verhindern, daß es dazu kam.

Hans Butscher schrie auf. Er schnappte nach Luft, als das Ungeheuer ruckartig den Kopf herumriß und sein fürchterliches, abschreckendes Gesicht den beiden Menschen zuwandte.

Hans Butschers Rechte fuhr zum Herzen.

Der Fabrikant taumelte. Er lief blau an.

Da krachte der Schuß. Ketter reagierte, ehe ihn das Grauen vollends zur Bewegungslosigkeit verdammte.

Die Kugel fuhr dem Monster mitten durch die Brust, trat im Rücken wieder heraus, und klatschte in die Türfüllung. Das Ungeheuer gab nicht mal einen Laut von sich. Das Einschußloch sah aus, als hätte jemand mit einem stumpfen Stock ein Loch in einen morschen Baumstamm gestoßen. Keine Organe, fremdartige Materie, die ein rissiges, mürbes Gespinst erzeugte. Wie dicke, etwas zu breit geratene Spinnfäden sahen die Fetzen aus, die flatternd im Loch hingen, als wäre der ganze Körper hohl.

Ketter lud noch mal durch. Sein ganzer Körper war eiskalt, und er fühlte, wie sich alles in ihm verkrampfte.

Ein zweiter Schuß krachte. Der Kommissar wankte. Seine Hand zitterte. Er zielte aufs Herz, aber seine unsichere Hand war zu keinem genauen Schuß mehr fähig. Die Kugel fuhr durch den Hals des Ungeheuers und riß dort ein Loch gleicher Art in das schuppige Gewebe. Es raschelte, als ob ein Windstoß durch trockenes Blattwerk fahre.

Das Monster ließ sich einfach fallen.

Seit der Verwandlung waren höchstens drei Sekunden vergangen. Die Tatsache, daß Ketter sofort etwas unternahm, lenkte das Monster ab.

Björn hielt die Dämonenmaske in der Hand. Wie eine Strumpfmaske zog er das braune, wie Pergament knisternde Etwas über seinen Kopf.

Ketter sah es zum Glück nicht. Die massigen Beine des Geschöpfes aus einer anderen Welt versperrten ihm die Sicht.

Das Ungetüm wollte Björn Hellmark an die Gurgel. Seine blutunterlaufenen Augen flackerten plötzlich, und ein wilder Schrei entrann seiner Kehle.

Das Monster erblickte die Dämonenmaske.

Ein Zittern lief durch den Körper, und er hatte es plötzlich wieder eilig, vom Boden emporzukommen.

Aber eine plötzliche Schwäche ergriff von ihm Besitz, als würde ein geheimnisvolles Gift in seinem Körper zu wirken anfangen.

Björn rollte zur Seite. Er vermied es, den Kopf zu zu wenden, um den Kommissar nicht auch noch zu erschrecken.

Auch Björn Hellmark würde in seinen Augen in diesen entscheidenden Sekunden nur ein Monster sein.

Auf Hellmarks Schultern prangte ein lebender Totenkopf. Die Dämonenmaske zeigte für menschliche Augen das Bild des Todes, wie er zu allen Zeiten bei allen Völkern dargestellt worden war. Der bleiche, knöcherne Schädel…

Aber dieser Schädel saß nicht starr auf seinen Schultern. Der lippenlose Mund bewegte sich, ein dunkles Glühen in den leeren Höhlen verriet, daß dort Kräfte wirkten, die mit vernünftigen Gedanken nicht zu erklären waren.

Ein Mensch, war schockiert, bekam er diesen Kopf zu sehen. In einzelnen Fällen reagierten Leute, die Hellmark so zu sehen bekamen, mit einem Schreikrampf. Andere liefen davon. Dritte wieder waren so erstarrt, daß sie nicht fähig waren, auch nur eine Bewegung zu machen.

Das alles wollte Björn dem Kommissar ersparen.

Das Monster sollte ihn sehen, darauf kam es an, und nicht die Menschen.

Wieder mal setzte er die Maske ein – und wurde dadurch zu Macabros. So nannten sie ihn. Makaber war sein Aussehen, wenn er diese Maske trug. Makaber aber war es auch, wenn er mit seinem Zweitkörper an einem anderen Ort erscheinen konnte. Für einen normalen Menschen war es etwas Unbegreifliches, wenn sich zur Zeit auch eine Wissenschaft ernsthaft mit diesem Phänomen befaßte. Eines Tages, davon war Hellmark überzeugt, würde es noch mehr Menschen geben, die diese und andere parapsychische Gaben besaßen.

Das Monster aus Dwylup schlug um sich und zappelte wie ein Fisch an Land, kam aber nicht mehr in die Höhe.

Was ein Dämonengeborener oder ein Bote eines jenseitigen Reiches in der Dämonenmaske wirklich sah, das wußte kein Sterblicher. Auch Hellmark nicht.

Die Wirkung der Maske, aus der Haut eines Dämons gefertigt, beruhte jedoch offenbar darauf, daß bestimmte Gefühle und Bilder im Betrachter wach wurden, die eine Zerstörung lebenswichtiger Funktionen auslöste.

Diese Maske hatte ihn noch nie im Stich gelassen.

Das fratzenartige Gesicht des Ungetüms wurde beim Anblick der Dämonenmaske zu einem formlosen Kloß. Die rauhe, schuppige Haut

veränderte ihr Aussehen. Sie schmolz in sich zusammen, als würde eine ungeheure Hitzewelle über den echsenartigen Leib hinwegbrausen.

Alle Umrisse verschmolzen.

Kinderkopfgroße Beulen stiegen wie blubbernde Blasen aus einem Sumpf aus dem sich windenden Körper empor.

Wie ein zäher, öliger Brei lief der Körper nach allen Seiten davon. Eine Lache bildete sich, ein großer, dunkler Fleck, der blieb. Aber das Monster war nicht mehr.

Björn riß die Maske vom Gesicht, steckte sie blitzschnell ein und wandte sich dann erst um.

Kommissar Ketter stand gegen die Schrankwand gelehnt. Er war kreidebleich.

»Herr Hellmark… ich…« Er griff sich an den obersten Kragenknopf und öffnete ihn. Der Kommissar war unfähig, seine Gedanken zusammenzunehmen, geschweige denn einen vernünftigen Satz über die Lippen zu bringen.

Björn ging auf ihn zu. »Es ist vorbei. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Eine finstere Macht ist hier eingedrungen. Sie nimmt keine Rücksicht auf Unschuldige«, sagte Björn mit schwerer Zunge und blickte auf das in einem gepflegten Anzug steckende Knochengerippe, das von Hans Butscher übriggeblieben war.

*

Hier konnte niemand mehr helfen. Hans Butschers Herz war der Belastung nicht gewachsen gewesen.

Sie beide hatten den Anblick des Monsters einigermaßen gut überstanden. Kommissar Ketter war leicht geschockt, aber er riß sich zusammen, so gut es ihm möglich war.

»Weshalb haben die Kugeln… ihn nicht zur Strecke gebracht?« fragte er rauh. Das schien ihm im Augenblick mehr Sorgen zu bereiten als die Tatsache, daß der Fabrikant nicht mehr existierte. Ein Zeichen dafür, daß Ketters Hirn noch nicht einwandfrei funktionierte.

Er starrte mit leerem Blick auf seine rauchende Waffe.

»Unsere Waffen vermögen nichts gegen sie auszurichten. Gegen Geister und Dämonen geht man nicht mit Messer und Pistole vor.«

»Aber… sie sind… verletzbar«, stotterte Ketter, der die Erfahrung seines Lebens gemacht zu haben schien. Er spielte auf den Unfall Luigi Maronnes an, von dem Björn behauptete, er sei ebenfalls ein Monster gewesen. »Die Verletzungen haben ihn getötet.«

»Das ist richtig, und das eine schließt das andere nicht aus, Kommissar. Ich kann Ihnen auch sagen weshalb: Dieses Ungetüm wäre durch Ihre Kugeln zugrunde gegangen, wenn Sie die Waffe auf Susan,

das Kindermädchen gerichtet hätten. In dem Augenblick nämlich, als das Monster sich für den Körper Susans entschloß, um für diese Welt gerüstet zu sein, übernahm es damit auch eine Schwäche dieser Welt, nämlich die Verletzbarkeit und die Fähigkeit, durch äußere Einwirkungen zu sterben. Das Monster, das Luigi Maronne hieß, das sich für dessen Körper entschieden hatte, starb als Luigi Maronne. Wäre es in dem Augenblick in seinem wirklichen Körper gewesen – hätten die Verletzungen ihm nichts anhaben können.«

»Ich versuche, es zu begreifen… aber ich verstehe es noch immer nicht.« Ketters Stimme klang tonlos.

Er blickte sich in der Runde um wie in Trance. »Sie sehen aus wie Menschen, wenn sie wollen… man kann sie dann nicht von einem echten Menschen unterscheiden… sie können sich frei unter uns bewegen, und wir erkennen sie nicht…« Sein Blick wurde klarer. Er kehrte wieder in die Wirklichkeit zurück, und Björn war froh darüber, daß Ketter diese schreckliche Begegnung überstanden hatte.

Auch Hellmark fing erst jetzt an, sich von dem Anblick zu erholen. Die Nähe eines Dwylup-Monsters machte sich auch bei ihm bemerkbar, obwohl er kerngesund war und nur dieser Tatsache allein sein Leben verdankte.

Martha Butscher hatte Glück gehabt. Susan-Monster hatte die Tat nicht wie geplant ausführen können und die Ohnmacht, in welche die Fabrikantenfrau schließlich gefallen war, wurde zu ihrem Lebensretter. Sie hatte nicht mitbekommen, was sich im einzelnen in ihrer unmittelbaren Umgebung abgespielt hatte.

»Man kann etwas tun«, sagte Björn, auf die letzte Bemerkung Ketters anspielend, während sie die Fabrikantenfrau auf die Couch trugen. »Man muß sie daran hindern, erst wie Menschen zu werden.«

Ketter sah den Mann, den er erst heute kennengelernt hatte und der ihm doch so vertraut geworden war wie ein langjähriger Freund, überrascht an.

»Wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

»Erinnern Sie sich noch daran, was Hans Butscher Ihnen am Telefon über seine Kinder sagte? Sie hätten sich heute abend so merkwürdig aufgeführt und einen derartigen Unsinn über Monster und dergleichen erzählt, daß er sich aufgeregt und sie kurzerhand auf ihre Zimmer geschickt hätte. Der Unsinn – aber entpuppte sich nun auf eine tragische Weise als Wahrheit! Sie schlagen blindlings zu. Sie kennen keine Gefühle. Es kommt ihnen nur darauf an, Angst und Entsetzen und den Tod zu verbreiten, sofern sie dazu die Macht haben. Und diese Burschen haben die Macht! Sie brauchen gar nichts zu tun… Es reicht schon, wenn sie sich sehen lassen. Ich gehe davon aus, daß die Zwillinge in jedem Punkt die Wahrheit sagten. Karli Butscher sprach davon, daß er in der alten Poststation Licht gesehen hätte.

Haben Sie nicht behauptet, dort lebe niemand?«

»Sie gehört jemand. Aber derjenige lebt woanders.«

»Ich sehe mich dort um, und ich hoffe nur, daß die Zwillinge nicht auf die faule Idee gekommen sind, auf eigene Faust etwas zu unternehmen.«

*

Er ließ das Fernglas sinken.

»Ich kann nichts sehen. Wir müssen näher ran«, wisperte Karli Butscher.

Der Junge und seine Schwester lagen auf dem rauhen Boden, genau hinter einer Buschgruppe. Die alte Poststation lag jenseits der kurvenreichen Straße auf einer leichten Anhöhe. Dahinter stieg das bergige Land stärker an.

»Das Licht ist auf alle Fälle noch da. Vielleicht haben sich darin noch mehr versteckt.« Karlis Augen waren unablässig auf das alte, blatternarbige Gebäude gerichtet, dessen Fenster rundum durch grüngraue Läden verschlossen waren.

Fanny kaute auf ihrer Unterlippe. »Laß' uns nach Hause gehen«, bat sie. »Ich habe Angst.«

»Wir müssen ihnen beweisen, daß es wirklich ein Monster war, das Susan angefallen hat.«

»Aber wenn es doch in der Gestalt von Susan zu uns ins Haus gekommen ist und uns verfolgt hat – dann kann es doch nicht mehr hier sein.«

»Wo ein Monster ist – gibt es auch noch andere. Oder kannst du dir erklären, warum dort im Haus Licht brennt? Es hat noch nie welches gebrannt! Hier kann ein ganzes Monsternest sein.«

Der Zehnjährige nahm das Fernglas wieder hoch und blickte angespannt auf den Laden, hinter dem der Lichtschein zu erkennen war. Ein dunkler Schatten tauchte dort kurz auf, verdrängte den Lichtschein und verschwand wieder.

Karli hielt den Atem an.

»Laß uns gehen, Karli«, flehte seine Schwester. »Zu Hause machen sie sich bestimmt Sorgen.«

»Sie haben uns nicht geglaubt. Wir beweisen es ihnen. Ich hoffe nur, daß es stimmt.«

»Was soll stimmen?«

»Daß ich recht habe, daß hier ein ganzes Nest ist. Hast du schon jemals erlebt, daß eine Ameise oder eine Wespe einzeln irgendwo haust? Die treten immer in Massen auf.«

»Monster sind keine Ameisen und keine Wespen.«

»Egal. Irgendwo muß es herkommen, wenn nicht von dort, dann

werden wir weitersuchen. Wir sind schließlich darauf eingerichtet.« Ohne sich umzudrehen, deutete er auf die zusammengerollten Schlafsäcke, mit denen sie sich abgeschleppt hatten. »Wir bleiben die Nacht hier in der Gegend, egal wie das Wetter wird. Wenn es ganz schlimm kommen sollte, gehen wir rauf in die Hütte. Da sitzen wir im Trockenen.«

»O Karli…«

»Hör auf mit dem Gejammer. Wir haben es gemeinsam abgesprochen, und jetzt führen wir es auch gemeinsam durch. Wir beweisen, daß wir recht haben.«

Er ließ das Fernglas wieder sinken und fummelte an der braunen Kameratasche herum, die er ebenfalls um den Hals hängen hatte.

»Komm«, wisperte er.

Fanny blieb dicht an seiner Seite, als sie ihr Versteck verließen und über die dunkle, holprige Straße huschten. Sie liefen geduckt und näherten sich dem bergauf liegenden Haus bis auf etwa fünfzig Schritte. Der Weg führte bis vor die Haustür.

Sie standen mitten auf dem Weg und hielten den Atem an.

Die Nacht war dunkel und still. Vereinzelt blinkte ein Stern.

»Das Wetter ist prima«, sagte der Junge. »Sternenlos und kein Mond. Solche Nächte haben die Indianer immer benutzt, um weiße Siedler zu überfallen. Es ging immer alles blitzschnell.«

»So wie es bei uns gehen muß?«

»Ja.« Er nahm die Kamera in die Höhe. Es war ein einfacher Apparat mit einem Blitzwürfel.

Karli Butscher ging noch zwanzig Schritte näher an die Tür heran. Sie standen nun auf gleicher Höhe mit dem Haus.

»Wenn ich dir das Zeichen gebe, Fanny, wirfst du den Stein gegen die Tür oder das Fenster. Wenn jemand drin ist, wird er herauskommen. Dann knipse ich. Wenn ich es schaffe, mache ich zwei Aufnahmen, um ganz sicherzugehen.«

»Was ist, wenn es schiefgeht?«

»Auch darüber waren wir uns einig. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder du schaffst es allein, und sie nehmen mich gefangen – oder wir laufen zusammen los, was das Zeug hergibt und machen uns aus dem Staub. Dann haben wir allerdings den Beweis. Auf dem Film, ist das klar?«

»Mhm…«

»Nehmen wir mal an, ich kann nicht mehr weglaufen, werde ich auf alle Fälle versuchen, dir den Fotoapparat zuzuwerfen. Den mußt du aber dann mitnehmen. Klar?«

»Mhm.« Wieder nur ihr unbeteiligtes Brummen. »Mir macht das keinen Spaß mehr. Ich möchte lieber nach Hause.«

»Das hast du schon mal gesagt. Jetzt bringen wir aber die

Angelegenheit erst hinter uns. Die Erwachsenen meinen, sie hätten immer recht. Sie müssen einsehen, daß dies nicht stimmt.«

»Hast du denn überhaupt keine Angst, Karli?«

»Nein.« Seine Stimme klang nicht ganz so fest, wie sie sein sollte.

»Was machst du, wenn… er dich frißt?«

»Er wird mich nicht fressen.«

»Woher willst du das so genau wissen?«

»Das weiß ich eben. Er mag keine kleinen Jungen. Er war hinter Susan her. Vielleicht ist er nur wild auf Mädchen. In diesem Fall kann ich dir nur einen Rat geben: wenn welche von den Kerlen da herauskommen, sei weit genug weg vom Schuß, damit sie dich nicht erwischen.«

*

Fanny hatte auf dem Weg drei Steine aufgehoben. Sie waren glatt und groß.

Das Mädchen warf den ersten.

Er krachte gegen das Mauerwerk, Handbreit von der Eingangstür entfernt.

Verputz rieselte herab.

»Noch einen!« kommandierte Karli. Sein Gesicht war gerötet. Er war aufgeregt und stand da, die Kamera schußbereit.

Der zweite Stein krachte voll gegen die Eingangstür. Fanny fing sofort an zu laufen.

Eine halbe Minute verging. Dann wurde die Tür geöffnet. Knarrend bewegte sie sich in den verrosteten Scharnieren.

Eine dunkle Gestalt erschien in der Türfüllung.

Ein Blitz flammte auf. Karli hatte abgedrückt.

Der Junge wich einige Schritte zurück. Er war geblendet, sah kaum etwas und spannte mechanisch erneut den Film, als er erkannte, daß die Gestalt in der Tür keine Anstalten machte, sich wie wild auf ihn zu stürzen.

Ein zweiter Blitz!

Der Mann in der Tür hielt sich die Hand vor die Augen.

»Aber Kinder!« sagte eine dunkle Stimme. »Was macht Ihr denn da, mitten in der Nacht? Was soll denn der Unfug?«

Fanny riß Mund und Augen auf, Karli schluckte heftig.

Matt sank seine Hand herab, die bisher die Kamera gehalten hatte.

»Aber…«, stotterte er, blinzelnd näher kommend. »Sie sind… ja gar kein Monster!«

Der Mann in der Tür lachte schallend. »Monster? Junge, wovon redest du denn? Monster! Es gibt doch keine Monster!«

Fanny, schon zwanzig Meter weiter entfernt, hörte noch klar und

deutlich jedes Wort. Sie kam nach oben, als der freundliche Mann in der Tür Karli zu sich winkte.

Ihr Bruder näherte sich vorsichtig dem Haus. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß er sich so getäuscht hatte.

»Na, ihr beiden, dann kommt mal rein in die gute Stube. Ihr müßt ja aus einem ganz besonderen Holz geschnitzt sein, daß ihr mitten in der Nacht draußen rumrennt und auf Monsterjagd geht.« Der Mann lachte rauh.

Die Zwillinge tauchten im Lichtkreis der Lampe auf, die über der Eingangstür brannte.

»Wer sind Sie?« fragte Fanny mit heller Stimme.

»Ich heiße Brauner«, sagte der Mann in der Tür.

»Und Sie wohnen hier?« wunderte Karli sich. Er war zwei Schritte vor der Treppe stehengeblieben und blickte den hageren Mann mit den dunklen Augen an.

»Ja.«

»Schon lange?«

»Hm, schon eine ganze Zeit.«

»Komisch.«

»Was findest du komisch?«

»Daß Sie hier wohnen. Ich habe Sie noch nie gesehen.«

»Ihr beide werdet wohl doch nicht regelmäßig in der Nacht durch die Gegend streichen und Blitzlichtaufnahmen machen, wie? Oder bist du ein so begeisterter Fotoamateur?«

Er blickte Karli durchdringend an. Dieser Mann gefiel ihm nicht. Er kehrte eine Freundlichkeit heraus, die er nicht besaß.

»Seid ihr allein hier?«

»Nein«, schaltete Karli sofort, noch ehe Fanny etwas sagen konnte. »Unsere Eltern sind ganz in der Nähe, bei Bekannten. Deshalb streifen wir noch ein wenig in der Umgebung herum. Wir dürfen samstags immer etwas länger aufbleiben.«

»Wollt ihr nicht hereinkommen? Das alte Posthaus interessiert euch doch sicher sehr? Hier gibt es eine Menge reizvoller Motive. Du hast doch Blitzlicht, dann kannst du ein paar Aufnahmen machen. Außerdem kann ich dir beweisen, daß hier keine Monster verborgen leben.«

Sie hörten sich an, was er zu sagen hatte. Fanny stieß ihrem Bruder in die Seite. »Was hältst du davon? Wollen wir? Dann wissen wir genau Bescheid.«

»Wenn er die Tür hinter uns zumacht, sind wir erst mal drin. Vielleicht ist er – ein Monster.«

»Unsinn! Er sieht nicht so aus. Nur seine Augen gefallen mir nicht.«

»Na, wie ist es?« fragte der Mann wieder, der sich als Herr Brauner vorgestellt hatte. »Im Haus läßt es sich besser unterhalten als hier

zwischen Tür und Angel.«

»Red’ nicht so ’nen Quatsch«, maulte Karli auf die Worte seiner Schwester. Er hatte nur mit halbem Ohr hingehört, was der Mann vor ihnen gesagt hatte. »Denk an Susan! Sie können ihre Gestalt verändern. Wir hauen ab!«

Er gab seiner Schwester einen Stoß in die Rippen und spurtete los. Im gleichen Augenblick machte der Hagere einen Schritt nach vorn und packte den Jungen am Kragen. Karli wurde von kräftiger Hand zurückgerissen. Er stolperte, verlor den Halt, wurde wieder in die Höhe gezerrt und über die schmalen, ausgetretenen Stufen geschleift.

»Lassen Sie mich los!« schrie Karli. »Ich rufe um Hilfe.«

Ein häßliches, eiskaltes Lachen antwortete ihm.

»Das wird dir nichts nützen. Hier hört dich niemand. Hierher kommt keiner.«

»Manchmal doch«, sagte eine kühle Stimme von der Seite her.

Der Kopf des Schwarzen Priesters flog herum.

Im Lichtstrahl der Außenlampe stand ein sportlich wirkender, schlanker Mahn in marineblauem Sporthemd und beiger Hose.

»Die Hölle kennt kein Erbarmen. Nicht mal vor unschuldigen Kindern schrecken Molochos und seine Schergen zurück.«

»Björn Hellmark!« entfuhr es dem Hageren.

*

Eine Sekunde war er wie vor den Kopf geschlagen.

Die Zeitspanne reichte Hellmark.

Ein schneller Schritt nach vorn, ein blitzschneller Zugriff.

Der Hagere war überrascht. Er erhielt einen Schlag mit der flachen Hand gegen das Kinn der ihm einen Vorgeschmack davon verschaffte, was es hieß, mit Hellmarks Faust Bekanntschaft zu machen.

Brauner-Pialla-Dumont-Jenkins taumelte und verlor den Halt. Dieser Moment der Schwäche genügte Björn vollauf, um Karli aus der Gewalt des gefährlichen Gegners zu bringen, der auch vor einem Mord an einem Kind nicht zurückschrecken würde, wenn es in seine Pläne paßte.

Der Junge blickte sich benommen und erschreckt um.

»Du brauchst keine Angst vor mir zu haben«, sagte Hellmark freundlich, und der Anflug eines Lächelns lag um seine Lippen. »Lauf zu deiner Schwester und beeilt euch, nach Hause zu kommen! Dort werdet ihr erwartet.«

»Aber woher wissen Sie, daß…?«

Björn antwortete auf die angeschnittene Frage des Jungen mit folgenden Worten: »Ich komme von dort. Eure Mutter hat euch etwas zu sagen. Und noch etwas: seid eurem Vater nicht mehr böse?«

»Glaubt er uns?« fragte Karli mit strahlenden Augen, und man sah ihm förmlich an, wie erleichtert er über den Lauf der Dinge war.

»Ja. Er hat eingesehen, daß ihr recht hattet.«

Karli lief davon. »Fanny!« schrie er auf dem Weg nach unten. »Fanny! Vater glaubt uns, er glaubt uns!«

*

Der Schwarze Priester wischte sich über das Kinn. Ein Blutstreifen zeichnete seine Handoberfläche.

»Ist es nicht verkehrt, die Kinder zurückzuschicken, obwohl du genau weißt, Kaphoon, daß sie ihren Vater nicht mehr antreffen werden?«

»Zu Hause droht ihnen keine Gefahr.«

Der andere nannte ihn Kaphoon. Das war der Name, den die Philosophen der Vergangenheit demjenigen gegeben hatten, der kommen sollte, den Kampf mit dem Dämonenfürsten und seinen Helfern aufzunehmen. Kaphoon – das bedeutete »der Namenlose«. Die Schwarzen Priester, die ihm in der unterseeischen Stadt zum erstenmal begegnet waren, hatten diesen Namen seinerzeit auch das allererste Mal gebraucht.

Die Schwarzen Priester nannten ihn so. Dies war ein Schwarzer Priester, einer jener geheimnisvollen Unsterblichen, die sich unter die Menschen gemischt hatten, um ihnen das Leben schwerzumachen, um sie auszunutzen und aufzusaugen wie die Blutegel. Die geheimnisvollen Geschichten aus der Vergangenheit, in denen Blutsauger, Werwölfe, Vampire und Leichenzehrer vorkamen, gingen auf wirkliche Ereignisse zurück, und wenn man tiefer schürfte, fand man heraus, daß Schwarze Priester oft dahintersteckten, die diese unheilvollen Geister gerufen hatten oder selbst gewesen waren.

Dies war nicht die erste Begegnung Björns mit einem Angehörigen der Schwarzen Kaste Xantilons, die sich der Hölle verschrieben hatten.

Sie waren unsterblich. Aber um welchen Preis!

Hellmark hätte nicht mit ihnen tauschen mögen.

Durch seine ständige Konfrontation mit der Welt des Unerklärlichen und Unheimlichen hatte er gelernt, einen Schwarzen Priester sofort von einem normalen Menschen zu unterscheiden, obwohl es auf den ersten Blick gar keinen Unterschied zu geben schien.

Sie konnten sich nicht verstellen, waren von Grund auf böse und genossen die Qualen der anderen. Ihre Stimme war kalt, die Augen stechend. Sie haßten die Menschen, sie gehörten nicht mehr auf diese Seite der Welt.

»Du hast Mut, Kaphoon«, sagte der Hagere höhnisch. »Ich muß

ehrlich sein, daß mich dein Auftauchen überrascht. Du bist näher, als man manchmal denkt. Ich war überzeugt davon, daß es zu dieser Begegnung kommen würde. Einiges spricht dafür. Nur der Zeitpunkt ist nicht richtig gewählt. Ich wollte es anders haben. Ich wollte dich mehr leiden sehen, Kaphoon. Wir sind uns schon mal begegnet. Damals, in der unterseeischen Stadt. Doch da waren mir die Hände gebunden. Da herrschten andere Bedingungen zwischen uns. Diese Grenzen sind jetzt gefallen. Man muß die Gelegenheit beim Schopf packen. Das tue ich.« Mit diesen Worten hob er nur leicht seine Rechte. Er gab ein Zeichen.

Im Hintergrund des düsteren Flurs sah Björn es lebendig werden.

Die Kolosse schoben sich heran. Sie waren schrecklich anzusehen.

Hellmarks Hand schob sich in die Tasche, in der die todbringende Dämonenmaske steckte.

Aber auf halbem Weg, verlangsamte sich seine Bewegung. Wie eine Flut glühender Lava drang etwas in sein Hirn ein.

»Tu es nicht!« wisperten fremde Gedanken, und sie waren so stark, so gewaltig, daß er ihnen nicht widerstehen konnte.

Es erging ihm wie Lucy Hoffner, die durch die hypnotische Mauer, welche die teuflischen Geschöpfe Dwylups aufgerichtet und durch Kha wirksam werden ließen, gezwungen worden war, zum Fenster zu gehen und das Monster anzusehen.

Hellmark wurde ins Haus getrieben.

Wie eine Marionette bewegte er sich, langsam und steif.

Die Wucht der fremden Gedanken war so stark, daß er nicht fähig war, dem hypnotischen Bann entgegenzuwirken.

»Geh' durch den ersten Raum!« befahl ihm die hallende Stimme in seinem Bewußtsein. Wellenartig schlugen die Befehle in sein Hirn, überspülten sein Ich, seine Gefühle und sein eigenes Wollen.

Er durchquerte den ersten Raum, der erleuchtet war.

Dann folgte ein zweiter Raum, alt und kalt. Eine altmodische Deckenleuchte mit schmutzigem Schirm brannte darin.

An der Wand, genau der Verbindungstür gegenüber, stand der mannshohe Spiegel.

Es war der Spiegel aus seinem Haus. Björn erkannte ihn. Er wußte um die Gefahr. Dieser Spiegel befand sich nicht an jenem Punkt, den er, Hellmark, erwählt hatte, um auf Marlos, die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos, zu gelangen.

Ein anderer Punkt – eine andere Welt, ein anderes Tor…

»Geh!« forderte die gewaltige Stimme wie ein unbarmherziger Zwang. »Geh nach – Dwylup!«

Und er gehorchte.

»Und bleib in Dwylup«, sagte eine andere Stimme, direkt neben ihm. Es war die des Schwarzen Priesters. »Kein Erdengeborener ist

jemals von dort zurückgekehrt – lebend zurückgekehrt.«

Björn Hellmark passierte die durchlässige Spiegelwand und damit das Tor zu einer anderen Welt, zu einer anderen Dimension.

*

Der Himmel war bernsteinfarben, die Luft heiß und stickig, und jeder Atemzug stach in seinen Lungen.

Eine staubige Gasse, in der die Hitze wie in einer Wüstenstadt flimmerte, lag vor ihm.

Der hypnotische Bann fiel in dem Augenblick von Björn ab, als er seinen Fuß auf den Boden einer fremden Welt setzte.

Er war in Dwylup.

Diese Welt kam ihm nicht fremd und unbekannt vor. Es war, als ob er an einen Ort käme, von dem ein anderer ihm schon erzählt hatte.

Henry Burgers Beschreibung von Dwylup!

Da waren die kastenartigen, lehmbraunen Häuser mit den primitiven Fensterlöchern, da wuchsen die kahlen Bäume, die an blanke, menschliche Knochen erinnerten.

Endlos lang schien die Gasse zu sein, die sich irgendwo in der Ferne des hitzeflirrenden Horizonts verlor.

Nur wenige Schritte von Hellmarks Standort entfernt befand sich ein höhlenartiger Eingang, der an ein weit aufgerissenes Fischmaul erinnerte.

Das Fischmaulhaus, wie Burger es beschrieben hatte!

Nur eines von vielen. In der Ferne glaubte er zwischen den ausgedörrt wirkenden Lehmbauten noch mehrere dieser seltsamen Gebäude zu sehen.

Mit einem einzigen schnellen Blick nahm Hellmark seine Umgebung auf. Zwischen den einzelnen Häusern der Stadt bestanden schmale Gassen. Er sah dort Bewegung. Die plumpen Bewohner der Monsterstadt waren nicht alle gleich, stellte er fest. Einige waren echsenhaft, die hatte er bisher kennengelernt, andere waren eine Mischung zwischen Mensch und Echse, mit einem monströsen Kopf. Ein solches Geschöpf hockte auf einem umgekippten Steinblock, der Ähnlichkeit mit einem Grabstein hatte, unter einem Knochenbaum und brach sich gelangweilt einen Ast ab, der aussah wie ein Gerippe. Die einzelnen Zweige schob er sich zwischen die Zähne, kaute und lutschte daran und schmatzte wie ein Heer von Landsknechten, die zeigen wollten, daß es ihnen schmeckte.

Hellmark atmete tief durch. Die Benommenheit und der Druck in seinem Kopf verschwanden. Er konnte wieder frei denken. Die Flut der hypnotischen Befehle war in dem Augenblick zusammengebrochen, als er das jenseitige Reich erreichte.

Er mußte sich zunächst über die Rückkehr im klaren sein, ehe er…

Blitzartig schnellte sein Kopf herum, als er den Schatten an seiner Seite bemerkte. Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern erstarren.

Die Mauer hinter ihm – lebte!

Er konnte die Ungetüme nicht zählen, die links und rechts Spalier standen, die sich lautlos näher schoben und ihn einkreisten.

Waren es dreißig, vierzig oder fünfzig?

Sie hatten ihn hier erwartet, sie wußten Bescheid über ihn.

*

Das Grauen packte ihn.

Der Anblick der Monster schnürte ihm die Kehle zu. Er schluckte, und es schmerzte.

Ruckartig erfolgte der Griff in seine Tasche.

Die Dämonenmaske!

Er riß sie heraus. Da erfolgte der Schlag auf seinen Arm und riß ihn in die Höhe. Eine Schuppenhand legte sich schwer um sein Armgelenk.

Björn spannte alle Muskeln an. Er war gehandikapt durch den Anblick der unförmigen, erschreckenden Gestalten. Ein zweiter Angreifer unterstützte den ersten. Sie fielen über ihn her und vereitelten, daß er die Hand noch anheben konnte. Sie quetschten ihm förmlich die Maske aus den Fingern, brachen ihm kurzerhand den Zeige- und den Mittelfinger, und rasender Schmerz peitschte durch seine Hand!

Die Maske fiel auf den Boden. Im Staub ließen sie das graue Gebilde einfach liegen. Sie vermieden, es direkt zu berühren.

Björn Hellmark alias Macabros alias Kaphoon, der Namenlose, der verschworene Gegner Molochos’ und seiner finsteren Gefolgschaft, befand sich in ihrer Gewalt.

Sie hatten es erreicht.

Sie schlugen und traten ihn, und er war machtlos gegen sie und wunderte sich, daß er dieser geballten Ladung Grauen noch widerstehen konnte, daß sein Herz, sein fiebernder Geist nicht längst schon aufgegeben hatte.

Er fühlte sich schwach und elend, und die staubige Hitze setzte ihm zu. Er hatte das Gefühl, von innen heraus auszutrocknen. Kein Lüftchen regte sich, und die Luft war angefüllt mit Grauen und Angst. In dieser Atmosphäre konnte kein Mensch existieren. Über kurz oder lang mußte ein Eindringling, ein Verirrter seinen Geist aufgeben, und er glaubte zu begreifen, was mit Peter Fuerli und mit Enio Merkel passiert war.

Sie waren hier eingedrungen, aber sie hatten es nicht riskiert, auch

nur einen einzigen Schritt weiterzugehen.

Als sie die Gewalt des Grauens fühlten, die beklemmende Atmosphäre spürten, die sich wie eine Zentnerlast auf ihre Schultern legte, wurde ihnen klar, daß sie verloren waren, wenn sie die Luft dieser Welt auch nur eine einzige Minute länger als notwendig einatmen mußten.

Sie waren augenblicklich umgekehrt. Sie hatten den Weg zurück geschafft, aber nicht mehr lebend. Auf der anderen Seite des transdimensionalen Tores waren sie zusammengebrochen und zugrundegegangen, weil der Anblick des Grauens ihre organische Struktur zerstörte.

Fuerli mußte es gelungen sein, den Spiegel noch vor dem Eintritt seines Todes zu verrücken, so daß der maßgebende Fixpunkt zum Einstieg in die 4. Dimension nicht mehr gegeben war. Bei Enio Merkel war der Zufall zu Hilfe gekommen. Bei der blitzartigen Rückkehr aus dem Jenseits waren Kräfte freigeworden, welche die magische Spiegeloberfläche beschädigten.

Merkel schaffte den Sprung in das Diesseits, aber er kam nicht allein. Ehe der Spiegel zerbrach, folgte ihm jemand nach. Ein Monster aus Dwylup, dem es darauf ankam, ins Diesseits einzubrechen.

Merkel starb. Das Monster übernahm aus irgendeinem Grund die Rolle eines langgesuchten Killers, nämlich Luigi Maronnes!

Über allem aber stand die beherrschende Person des Schwarzen Priesters. Er hatte dafür gesorgt, daß zwei bezahlte Gauner den Einbruch in Hellmarks Bungalow vornahmen. Er brauchte den Spiegel, um das Tor nach Dwylup weit aufzustoßen.

Björn ahnte nicht, wie nahe er mit seinen Überlegungen den Tatsachen kam.

Nun war er der Gefangene und sah keinen Ausweg. Sie drängten ihn durch die Gasse. Er war von einem Wall lebender Monster eingeschlossen.

Die großen Augen glühten in verzehrendem Feuer, dumpfe Laute brachen aus den großen Mäulern. Sie triumphierten, weil sie den größten Feind in ihrer Gewalt hatten.

Er konnte ihnen nicht entkommen.

Sie schlugen eine bestimmte Richtung ein, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Weg zu gehen, den sie ihn schubsten.

Sie umschlossen den Erdgeborenen, ließen ihm gerade soviel Platz, daß er einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Björn stolperte mehr, als er ging.

Die unmittelbare Nähe der Monster bedrückte ihn, erfüllte ihn mit Ekel und Abscheu, und er spürte den unregelmäßigen Schlag seines Herzens.

Er fiel gegen die schuppigen, echsenhaften Geschöpfe, und eisige

Schauer rieselten über seinen Rücken bei diesen Berührungen.

Die Mauer der Monster wich zurück, als sie das Fischmaulhaus erreichten. Sie bildeten eine Gasse, drängten von der einen Seite nach und zwangen ihn so, den düsteren Höhleneingang zu betreten.

Was wollten sie hier von ihm? Was für eine Bedeutung hatte dieses Gebäude, das sich von den anderen so sehr unterschied?

*

Mannsgroße Fackeln steckten in eisernen Halterungen. Blakender Lichtschein… Licht- und Schattenreflexe an den kahlen, schwarzen Wänden.

Hart war der Übergang vom blendenden Licht des bernsteinfarbenen Himmels in das Dunkel dieser Höhle.

Ein langer, kerzengerader Schacht. Der Weg führte etwas bergab. Schwarz und drohend spannte sich ein fremder Himmel über ihm. Wie ein Dom.

Hellmark blickte in das weite, fackelbeleuchtete Rund eines Tempels.

Gestalten huschten durch die Dämmerung. Fischgesichtige Wesen in wallenden, giftgrünen Gewändern überwogen. Diese Typen sah Björn zum ersten Mal. Sie wiesen eine entfernte Ähnlichkeit mit den Ursen auf, hatten aber sicher nichts mit ihnen zu tun.

Björns Augen gewöhnten sich an die bedrückende Düsternis. Rauchschwaden reizten seine Augen und seine Atemwege.

Es ging tiefer, ohne Stufen, auf einer schiefen Ebene, die sich langsam aber stetig abwärts senkte.

Dann stand er in der Halle.

Überall loderten Feuer. Es kam aus umbauten Löchern aus dem Boden.

Der Mittelpunkt des unheimlichen Tempels wurde gebildet von einer riesigen Maske, die über allem schwebte, ohne daß zu erkennen gewesen wäre, wie sie befestigt war.

Eine stilisierte, dämonische Fratze von solchem Umfang, in solch grauenvoller Gestaltung, daß einem das Herz stehenblieb! Riesige, leere Augenhöhlen wie bei einem Totenschädel glotzten auf ihn herab. Ein dunkles Glühen in ihnen erweckte den Anschein, als ob er wirklich lebe.

Schrecklich und riesig wie ein Scheunentor war das weitaufgerissene Maul. Spitze, dolchartige Eckzähne ragten über die matten, aus einem unbekannten Metall geformten Lippen. Furchtbare Laute kamen aus den Gesichtsöffnungen. Es rumpelte, seufzte, stöhnte, und qualvolle Schreie füllten die gespenstische Luft.

Ein feuerroter Schein spiegelte auf dem titanenhaften Gesicht, und

das Flackern winziger Flammen aus zahllosen Bodenöffnungen in der Mitte eines kreisrunden Platzes unterhalb der dämonischen Darstellung war dafür verantwortlich zu machen, daß dieser Götze wie lebendig wirkte.

Unter den Augen flammten blutrote Dreiecke, die dem schaurigen Antlitz einen satanischen Anstrich verliehen.

Molochos', zuckte es durch Hellmarks Hirn. Das ist sein Tempel! Hier verehrt man ihn wie eine Gottheit!

Der Eindrücke waren zu viele, um sie alle auf einmal verdauen zu können.

In der Mitte des kreisrunden Platzes fiel ihm eine ovale Stelle auf, die etwas erhöht lag wie ein kleiner besonderer Altar. Dort lag ein Gerippe.

Rund um den Kreis herum hockten die schauerlichen Monster mit glühenden Augen und grinsenden Gesichtern.

Hier war ein Mensch geopfert worden!

Der Augenblick der Opferung mußte noch gar nicht so lange zurückliegen.

Ein fischgesichtiges Wesen mit grünem Umhang erhob sich. Es hielt ein zangenartiges Instrument in der Hand und schritt in das Innere des mit magischen Symbolen versehenen Kreises.

Die kleinen Flammen in den Bodenlöchern zuckten stärker, wurden röter und größer und bildeten einen Ring von Feuer um den Fischgesichtigen, der so etwas wie eine priesterliche Funktion auszuüben schien.

Er war inmitten des Feuerkreises. Rot prasselten die Flammen aus den Öffnungen, und die Monster aus Dwylup und Björn Hellmark sahen aus, als wären ihre Körper in Blut getaucht.

Der fischgesichtige Priester schnitt auf Anhieb den Schädel vom Gerippe und hielt ihn triumphierend hoch. Es war der Kopf Lino Pinturas! Hier – unter dem grauenvollen Antlitz Molochos' wurden diejenigen als Opfer dargebracht, die beim Anblick der Dwylupschen Monster nicht zugrundegegangen waren.

Die Köpfe an den Hausfassaden!

Jetzt begriff er.

Sie wurden als Trophäen aufgehängt und erinnerten an die Macht Dwylups und Molochos'!

Und die Knochen, die übrigblieben?

Sie wurden verteilt. Nur unter den Fischgesichtigen, die anderen hatten keinen Anteil daran.

Die Flammen schlugen meterhoch aus den Bodenöffnungen und stiegen empor zum Antlitz des schrecklichen Molochos, während die unheimlichen Priester mit den kalten Fischaugen und den breiten Mäulern die Knochen des Opfers verzehrten.

Die Riten der alten Stämme Afrikas und Südamerikas kamen ihm in den Sinn.

Man trank das Blut der Feinde, oder man fraß sie auf mit Haut und Haaren, in der Hoffnung, damit Kraft und Stärke in sich aufzunehmen. Dieser Gedanke lag hier in Dwylup sicher nicht zugrunde. Vielleicht glaubten die gefährlichen Monster dieser Jenseitsstadt damit bestimmte menschliche Eigenschaften zu übernehmen, was durch Susan bewiesen worden war. Das Monster, das die Zwillinge dabei beobachteten wie es sich über das Skelett hermachte, konnte wenig später als Ebenbild des Kindermädchens in das Haus der Butschers eindringen.

Hier aber war ein solches Tarnmanöver nicht notwendig. Der Ablauf gehörte einem schrecklichen und unvorstellbaren Ritual an. Hier dachte man sich nichts dabei, aber für einen von der Erde stammenden zivilisierten Menschen war der Anblick unerträglich.

Hellmark blickte sich gehetzt um. Im weiten Rund des Molochos-Tempels sah nichts nach einem Fluchtweg aus. Es gab nur einen einzigen Ausgang: der Weg, den er gekommen war.

Aber der war versperrt. Durch die Wand aus Monsterleibern, die ihn hierher gedrückt hatten.

Die Flammen versanken wieder in den Löchern, und nur der rötliche Schein aus der Tiefe blieb erhalten.

Der Altar war wieder frei.

Hellmark erhielt einen Stoß in den Rücken und taumelte nach vorn.

Die im Kreis sitzenden Monster öffneten eine Gasse, und er wurde auf die Fläche inmitten der schrecklichen Wesen geschubst.

Höhnisches Lachen… Grinsende Gesichter… Flackernde Augen…

Hellmark war mitten unter ihnen.

Ein Alptraum war wahr geworden.

Schreckliche Fratzen ringsum, auch über ihm. Die glühenden Augen des Dämonenfürsten, die anschwellenden, unartikulierten, tierischen Laute, die aus den Schädelöffnungen drangen und ihn überschwemmten. Sie wirkten fast wie die Hypnose, der er vorhin ausgesetzt war.

Sein Schädel dröhnte. Die Mauer der Monster und der herrschenden Priesterkaste, die dem menschenfordernden Ungeheuer mit Namen Molochos willenlos ergeben war, schien auf ihn zuzurücken.

Der Kreis wurde enger. Die Flammen am Boden flackerten wieder auf.

»Das ist dein neues Opfer, Molochos!« hörte Björn Hellmark einen begeisterten Ruf. »Zeige dein wahres Gesicht, Fürst und Gebieter!«

*

Es schien das Ende zu sein.

Björn sah keinen Ausweg mehr. Er war zu schwach, zu sehr angegriffen von den ihn umringenden Gestalten, die das Leben aus seinem Körper zu saugen schienen.

Molochos' Anblick – das war das Schlimmste, was einem Menschen passieren konnte. Die Erscheinung eines Dwylup-Monsters war dagegen nichts.

Es war ihm prophezeit worden, daß er dem Ärgsten seiner Feinde einmal Auge in Auge gegenüberstehen würde, aber daß dieser Zeitpunkt schon gekommen sein sollte, wollte ihm nicht in den Kopf. Er war zu wenig darauf vorbereitet. Aber die Hölle und ihre Schergen kannten keinen Pardon.

Das Prasseln der Flammen verstärkte sich, und die angespannten, furchtbaren Gesichter verschwanden wie hinter einem Schleier, der sich langsam herabsenkte.

»Hallo, Mister Hellmark«, sagte plötzlich eine Stimme.

Er hatte schon Visionen.

»Mister Hellmark? Können Sie mich hören?«

Er riß sich zusammen.

Es war die Stimme Henry Burgers!

*

Er warf den Kopf herum.

Burger? Wo war er? Hier in der Nähe, unter diesen furchteinflößenden Spukgestalten?

Seine Lippen, schon zur Frage geformt, blieben unbewegt.

»Nicht sprechen!« warnte die Stimme des Mannes ihn, den er in Baltimore kennengelernt hatte und dem er sich am Krankenlager vorstellte. »Lassen Sie sich nichts anmerken!«

Telepathischer Kontakt! Henry Burger war ein Telepath.

»Es gibt Menschen, die verfügen über einen sechsten Sinn, über Vorahnungen oder das Zweite Gesicht. Es gibt viele Bezeichnungen für außergewöhnliche Wahrnehmungen. Ich habe schon immer eine Antenne für bestimmte Dinge gehabt, die das Übersinnliche, Metaphysische anbetrafen. Nach meinem Unfall wurde mein Geist hierher geschleudert, vielleicht weil ich auf der Suche nach dieser Welt war. Anders kann ich es nicht erklären. Aber darauf kommt es nicht an. Ich weiß jetzt, daß es meine Bestimmung war Ihnen zu begegnen. Alles im Leben hat seinen Sinn, Mister Hellmark. Sie stimmen mir zu…«

Björn tat es und erinnerte sich rechtzeitig daran, daß es nicht

notwendig war, dabei auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Er hatte Erfahrung im Umgang mit Telepathen. Al Nafuur, der geheimnisvolle Geistführer aus dem Zwischenreich, in das die unsterblichen Priester der Weißen Kaste eingegangen waren, konnte sich nur telepathisch bemerkbar machen.

»Die Zeit drängt. Ich muß Ihnen das Wichtigste berichten. Ich werde bald sterben. Damit wird auch mein Geist hier in dieser Welt erlöschen. Ich kenne Dwylup wie kein zweiter, und ich bin der einzige, den sie nicht bemerkt haben, von dem sie nichts wissen. Hier kann ich mich Ihnen besser verständlich machen als nach meinem ersten Erwachen. Mein Geist ist hier frei und nicht abhängig von den Schwächen und Launen meines Körpers. Sie denken an Peter Fuerli. Er war einer von vielen, die hierher kamen, freiwillig oder durch Entführung in diese Stadt. Wer einmal hier war – sagt man – kann nicht mehr zurückkehren. In den meisten Fällen stimmt das. Peter Fuerli aber war zum Beispiel einer von denen, der sie überlistete. Er kam immer zu dem Zeitpunkt hier an, da die Monster aus Dwylup ein Opfer hatten. Die Sekunden, die vergehen, ehe ein menschlicher Körper sich auflöst und nur das blanke Gerippe von ihm übrigbleibt, erleben sie wie in Trance. Dann ist die Stadt leer, dann halten sie sich alle in den Tempeln auf. Dies ist der Große Haupttempel zu Ehren des allmächtigen Molochos. In den anderen Tempeln nimmt man zur gleichen Zeit über eine hypnotische Brücke an dem Geschehen teil. Dies ist die Stunde der Monster – aber auch der Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt hier aufhalten. Nur, sie wissen es nicht. Die Zusammenhänge hat auch Peter Fuerli nicht begriffen. Einmal unterlief auch ihm ein Fehler. Er hatte sich verrechnet. Die Monster lagen auf der Lauer. Er riß sich los vom Anblick und lief zurück. Ich glaube, er hat es als einziger geschafft, lebend zurückzukehren. Dieser Mann hat mir imponiert.«

Er hat es nicht ganz geschafft, dachte Björn. Zurückgekehrt, ereilte ihn das Schicksal. Die Nachwirkungen oder die häufigen Besuche in Dwylup hat sein Organismus nicht verkraftet.

»Peter Fuerli ist der einzige, der es geschafft hat, einen Blick in das teuflische Heiligtum der Dwylup-Monster zu werfen. Er hat den Tempel gesehen und die Rituale. Er hätte vielleicht auch den Weg gefunden, den einer einschlagen muß, um dem Unheil zu entgehen. Ich hatte über dreißig Jahre Zeit, die besonderen Bedingungen dieser Welt zu erforschen und mir Gedanken darüber zu machen. Es gibt eine Chance.«

Björn war von Flammen umhüllt. Die Temperatur stieg. Wenn Sie einen Weg wußten, Burger, dachte er, warum haben Sie den Unglücklichen, die Ihre Hilfe so dringend nötig gehabt hätten, nicht auf diesen Weg aufmerksam gemacht?

»Sie hätten die Chance nicht nutzen können. Anders ist das bei Ihnen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es – einfach so. Ich muß meine Erkenntnis loswerden, das ist der zweite Grund, dann ich habe nicht mehr lange zu leben. Ich fühle mein Ende kommen. Hören Sie mir gut zu!« Es war eine Flut von Gedanken, die auf ihn einströmte. »Es gibt nur die eine einzige Chance, wenn Sie die verpassen, ist es vorbei. Aus Molochos' Gesicht wird ein Auge kommen. Es ist groß wie eine Faust. Es ist das eine Auge des Schwarzen Manja.«

Hellmarks Bewußtsein kapitulierte. Was war ein Schwarzer Manja? Er hatte diesen Begriff nie zuvor gehört.

»Es ist eine Vogelart, welche die Nachwelt nie kennengelernt hat. Sie existierte nur auf Xantilon.« Burger verfügte über ein Wissen, das den Deutschen irritierte. Dieses Wissen, so erklärte er, habe er im Lauf der Zeit in dieser jenseitigen Welt gewonnen. Selbst nur Geist war ihm das nicht verborgen geblieben, was anderer Geist dachte.

»Der Manja besaß sieben Augen und galt als Glückssymbol. Die sieben Augen im Besitz eines einzelnen aber bewirkten, daß er alle Macht in sich vereint, um gegen die Mächte der Finsternis vorzugehen und deren Reich zu zerschmettern, ein für allemal.«

»Aber das ist ein Widerspruch!« schrie es in Hellmark. »Das Auge ist hier! Wie kann ein Objekt, das eine Waffe gegen die Welt des Bösen ist, hier sein und ihnen dienen?«

»Es ist ein einzelnes Auge, aus dem Verband herausgerissen, es wird mißbraucht. Jede Waffe kann man mißbrauchen, wenn sie in falsche Hände gerät. Hier dient ein Auge des Schwarzen Manja dazu, das Gesicht Molochos' erscheinen zu lassen. Das Auge ist wie ein Kristall, schwer und groß wie eine Faust. Sobald es sich herabsenkt, gibt es nur eines: es abzureißen und es an sich zu nehmen. Nur zwei oder drei Sekunden lang werden Sie diese Möglichkeit haben, Mister Hellmark. Nutzen Sie sie gut, nutzen Sie sie – und laufen Sie dann davon! Dwylups Monster brauchen eine Zeitlang, um sich dem Bann zu entziehen, in den sie sich selbst versenkt haben. Heben Sie das Auge gut auf«, wurden Henry Burgers Gedanken schwächer, als würden sie plötzlich aus einer endlosen Ferne kommen. »Sie werden es brauchen… dies und die anderen… sieben Augen gibt es… verstreut sind sie vorhanden… im Diesseits… im Jenseits… suchen Sie sie!«

Es klang wie eine Ermahnung, wie eine Aufforderung.

Noch ein Hauch aus endloser Ferne. Dann Stille.

Die Feuer prasselten.

Von oben kam etwas herab. Rot, schwer, wie ein Kristall. Das Auge des Schwarzen Manja.

Er war wie gebannt. Zuckungen und Schatten, Schemen, die Bilder formten, ein Gesicht, das…

Es durfte nicht sein.

Er spannte seine Muskeln an und riß die Arme hoch. Er hatte nichts mehr zu verlieren. Selbst wenn die Stimme Henry Burgers auch nur eine Vision, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen durch die hier herrschenden Mächte war, würde sich nichts daran ändern.

Er handelte. Wenn es eine Chance gab, war es die einzige.

Er spürte etwas Hartes zwischen seinen Fingern. Es war kalt wie Eis. Er riß es einfach herab, und es gab einen peitschenähnlichen Knall.

Im gleichen Augenblick brachen die Flammen in den Feuerlöchern zusammen. Die Gestalten hockten wie steinerne Götzen im Kreis, und das Licht der anderen Fackeln und abseits liegenden Feuerstellen reflektierte auf ihren schuppigen, massigen Körpern.

Björn hatte keine Zeit, sich das Gebilde erst in Ruhe anzusehen, das er da aus der Luft gepflückt hatte. Henry Burgers Geist hatte ihm Eile eingeschärft. Daran hielt er sich jetzt.

Es war, als ob das rote, wie ein Diamant sich anfühlende Gebilde in seiner Hand ihn mit neuer Kraft, mit neuem Mut erfülle.

Er lief aus dem magischen Kreis heraus, sprang zwischen zwei wie erstarrt dasitzenden Monstern hindurch und jagte auf den Höhlenausgang zu.

Nur Sekunden blieben ihm.

Noch ehe er die ersten Wege zum Ausgang geschafft hatte, erfüllte schon ein furchtbares Dröhnen das Innere des Tempels. Es hörte sich an, als wolle die Erde unter ihm aufbrechen.

Sie kamen hinter ihm her. Die Monster waren aus ihrem Trancezustand erwacht und folgten ihm.

Es rumpelte, und der Boden unter seinen Füßen dröhnte.

Björn floh, so schnell ihn seine Füße trugen jagte er dem fischmaulartigen Höhlenausgang zu.

Er war nicht so schnell, so elastisch. Er hatte das Gefühl, eine unsichtbare Mauer zurückdrücken zu müssen.

An den mannshohen Fackeln vorbei. Hart war der Schatten – hart das grelle Licht des bernsteinfarbenen Himmels.

Die enge, staubige Gasse zwischen den lehmfarbenen Gebäuden mit den Totenkopftrophäen lag vor ihm.

Björn Hellmark lief um sein Leben.

Nur ein Gedanke hatte Platz in ihm, während er das rote Auge des Schwarzen Manja fest umschlossen hielt. Weg von Dwylup! Verhindern, daß sie nachkamen – Das Tor versperren, das zur Monsterstadt geöffnet worden war.

Die Gassen und Winkel zwischen den dichtstehenden Häusern

waren leer. Alle Monster hielten sich – wie Burger gesagt hatte – in den Tempeln auf.

Hellmark jagte auf das Ende der Gasse zu.

Er warf nicht einen einzigen Blick zurück.

Er wußte, daß die Verfolger nachsetzten und aufholten.

Er wankte und taumelte mehr, als daß er lief. Björn erreichte die rissige, vertrocknet aussehende Mauer.

Im braunen Staub lag etwas, das einem zusammengeknüllten Damenstrumpf glich.

Die Dämonenmaske!

Sein Herz schlug schneller. Sie hatten nicht gewagt, sie an sich zu nehmen. Sie hatten einen Bogen um sie gemacht.

Im Laufen bückte er sich, riß die Maske empor und warf sich nach vorn.

Die ersten Gestalten waren auf Reichweite heran.

Die plumpen Kolosse bewegten sich hier schneller als er mit seinem sportlich durchtrainierten Körper, der nicht für diese Welt konstruiert war.

Noch ein letztes Mal die Stimme Henry Burgers:

»Leben Sie wohl, Mister Hellmark!« Leise, verlöschend, als wären sie durch dicke Mauern voneinander getrennt. »Ich hab es gewußt. Sie sind der Richtige! Ich freue mich, daß ich Gelegenheit hatte Sie kennenzulernen – alles im Leben hat seinen Sinn.« Etwas Traurigkeit und Sentimentalität schwang mit in diesen Worten, aber auch Glück und Zufriedenheit. So sprach ein Mensch, der Abschied nahm. Für immer.

Björn erreichte die Mauer und warf sich dagegen. Er konnte nur hoffen.

Das Gestein war kein Gestein. Auf Anhieb traf er die Stelle, an der sich der Punkt befand, wo die Dimensionen durchlässig waren.

Ein Rauschen in den Ohren… ein Sog. Hellmark flog nach drüben. Keine Zeit verlieren. Handeln, fieberte sein Herz.

Er warf sich sofort herum, als er in den kahlen, schwach beleuchteten Raum stürzte, wo der Spiegel stand, der von dem Schwarzen Priester und seinen Monstern kontrolliert wurde.

Björn schob den Spiegel mit einem wilden Ruck auf die Seite. Er wackelte und kippte nach vorn. Er konnte ihn halten.

Der Spiegel stand nicht mehr da, wo der Hagere die Markierungsstriche gesetzt hatte.

Die Fixpunkte stimmten nicht mehr. Das Tor nach Dwylup war versperrt. Aber noch immer Gefahr.

Brauner-Pialla-Dumont-Jenkins erschien in der Zwischentür, hinter ihm seine dämonischen Helfershelfer.

Sie durften nicht zur Besinnung kommen und keine Gelegenheit

finden, die hypnotische Mauer aufzubauen.

Handeln! Schneller sein! Hellmarks Reaktion war die logische Folge einer Gedankenkette.

Diesmal war er schneller. Die Maske saß ruckzuck auf seinem Kopf.

Heulen und Zähneknirschen. Es kam Bewegung in die Reihe, die im Halbkreis auf ihn zuzukommen beabsichtigte. Eine Bewegung, die nicht mehr erfolgte.

Die Mauer stand. Die Bewegung war nur noch in sich selbst. Gesichter zerschmolzen, große, beulenartige Tropfen lösten sich aus dem Zellenverband, wurden ölig und klatschten auf den Boden.

Aufgeworfene Gesichter… entstellte Fratzen…

Alles wurde zu Nichts.

Die Dämonenmaske war eine wirkungsvolle Waffe. Auch gegen einen Schwarzen Priester. Die Saat, die er ausgesät hatte, erntete der Hagere nun im eigenen Haus.

Er konnte die Monster aus Dwylup ertragen, die für Menschenaugen und Menschenherzen schon absolutes Grauen bedeuteten. Seinen obersten Herrscher, Molochos, hatte er gesehen. Doch die Dämonenmaske übertraf alles. Sie machte ihm den Garaus wie den fünf Monstern, die ihn umringten.

In einer schwefelgelben Wolke löste der Schwarze Priester sich auf. Es stank, als hätte die Hölle ihre Pforten geöffnet…

*

Es klingelte.

So früh am Morgen? Carminia wunderte sich.

Sie griff nach der Haussprechanlage und fragte nach dem Besucher.

»Hier ist Maria, Fräulein Brado«, sagte eine brüchige Stimme.

Die Brasilianerin kannte die ältliche Frau, die Einlaß begehrte. Sie sammelte für das Rote Kreuz.

Maria kam regelmäßig. Sie wußte, daß sie hier nicht leer ausging.

Die Südamerikanerin ließ die alte Frau ein. Maria kam immer so früh.

Freundlich lächelnd deutete Carminia auf den Stuhl am Frühstückstisch. »Sie kommen gerade recht. Maria.« Die Frau war ärmlich, aber sauber gekleidet. »Ich mach’ uns einen Kaffee.«

»Das ist lieb von Ihnen.«

Carminia verschwand leichtfüßig in der Küche. Sie schaltete die Kaffeemaschine an.

Plötzlich merkte sie, daß sie nicht mehr allein in der Küche war.

Ein Schatten fiel von der Seite her auf sie.

Carminia wandte den Kopf und sah gerade noch, wie die

angebliche Maria sich verwandelte – in ein schreckliches, todbringendes Monster!

*

Die Brasilianerin schrie wie von Sinnen. Ihre Nackenhaare sträubten sich. Ihr wurde eiskalt.

Und dann schrie noch jemand…

»Maria – Monster!«

Denn neben Carminia tauchte eine Gestalt wie aus einem Nebel auf.

Macabros mit der Dämonenmaske!

Das Monster, das mit dem Aussehen der alten Frau gekommen war, um Carminia Brado auszulöschen, ging zugrunde. Es zerlief förmlich.

»Björn!« Die Brasilianerin schlang beide Arme um seinen Hals. Ein Schluchzen schüttelte ihren Körper. »O Björn! Wie gut, daß du gekommen bist! Ich hätte nicht gewußt, was ich hätte machen können.«

»Ich hab's geahnt, Schoko. Er hat selbst davon gesprochen.«

Macabros sagte keinen Namen und nannte keine Bezeichnung. Doch wenn er so redete, wußte sie, wen er meinte: einen Schwarzen Priester.

»Sie wollten mich treffen, aber sie haben sich verrechnet.« Er preßte sie fest an sich.

»Björn!«

Alle Spannung fiel von ihr ab.

»Ich bin nicht Björn«, sagte er, und rund zweihundertfünfzig Kilometer weiter zog der echte Hellmark die schreckliche Maske vom Kopf, die für menschliche Augen den Totenschädel sichtbar machte.

Carminia Brado fürchtete sich nicht mehr davor, sie wußte, daß diese Maske als Symbol für den Tod anzusehen war.

»Björn ist weit weg. Er kommt nach, mit dem Spiegel.«

»Das ist mir egal, ob du Björn oder Macabros bist. Wahrscheinlich lern' ich's nie.«

*

Es ging alles gut.

Am Mittag traf Björn Hellmark in seinem Haus ein.

Dort hatte er endlich die Gelegenheit, das Beutestück aus Dwylup näher zu betrachten. Das Auge des Schwarzen Manja sah aus wie ein geschliffener Rubin, von einer Reinheit, daß ihm schwindelte.

Er verstaute das Auge in einem Tresor und dachte über das Geschehen nach, das hinter ihm lag.

Zehn Monster waren aus Dwylup ins Diesseits eingedrungen.

Fünf waren durch die Dämonenmaske in der alten Poststation bei Gunten ausgelöscht worden, ein anderes als Luigi Maronne, ein weiteres als Susan und noch eines als Maria.

Insgesamt also acht, blieben noch zwei übrig. Die waren im Diesseits, und niemand wußte, in welcher Gestalt sie sich unter den Menschen bewegten, wann und wie sie zuschlugen.

Hellmarks Leben war komplizierter geworden. Er hatte mal geglaubt, daß eigentlich keine neuen Erfahrungen mehr zu machen wären. Er sah jetzt ein, daß er sich getäuscht hatte.

Die Augen des Schwarzen Manja interessierten ihn. Er mußte die anderen sechs finden. Damit hatte er den Stein der Weisen gegen die Mächte der Finsternis in der Hand.

»Die Augen gehören nach Marlos. Bewahre sie dort gut auf! Jedes einzelne, das du finden solltest«, sagte die Stimme in ihm. Das war Al Nafuur, der geheimnisvolle Magier, sein besonderer Beschützer. »Das Schwert des toten Gottes aber gehört in deine Hand. Trage es von nun an immer bei dir!« Das war eine deutliche Warnung.

Am Mittag dieses Tages schlug das Telefon an.

Richard Patrick meldete sich wie vereinbart aus Baltimore.

»Ich habe eine traurige Nachricht für Sie, Björn«, begann er nach der Begrüßung.

»Ich weiß, Richard«, erwiderte Björn. »Sie wollen mir mitteilen, daß Burger gestorben ist.«

»Ja. Er ist noch mal kurz zu sich gekommen und hat gelächelt, dann war es aus. Er ist in diesem Augenblick um dreißig Jahre gealtert. Er sieht aus wie ein fast siebzigjähriger Mann. Aber Björn, wieso wußten Sie eigentlich…?«

»Burger hat mit mir gesprochen, Richard. Kurz vor seinem Tod. Er hat sich von mir verabschiedet.«

»Aber…«

»Ich weiß, das interessiert Sie. Ich werde Ihnen die Geschichte haarklein erzählen. Unter vier Augen und unter der Bedingung, daß Sie kein Wort davon in ’Amazing Tales’ veröffentlichen, sondern nur für Ihre privaten Auswertungen verwenden. Und nun entschuldigen Sie mich! Ich kann noch nicht viel reden. Ich komme von einem Ort, an dem es sehr heiß ist. Meine Kehle ist wie ausgedörrt, Richard. Ich genehmige mir jetzt mit Carminia einen Drink. Wir stoßen auf Ihr Wohl an, auf das Andenken Henry Burgers und all derer, die sich bemühen, aus diesem Leben das beste zu machen, egal, wo immer sie sich auch in diesem Augenblick befinden.«

ENDE